Durch zwei Menschenalter.

Durch zwei Menschenalter.

Novelle

von

Golo Raimund.



Zweiter Band.

Hannover.

Carl Rümpler.

1863.

Druck von August Grimpe in Hannover.

X.

Der Brief an ihren Mann — diese erste Lüge ihres Lebens, ihm gegenüber — war das Schwerste, was Josefa zu vollbringen blieb, und zagend stand sie selbst noch einmal still in ihrem Entschlusse. Was stand trennender zwischen ihnen, diese ewige Lüge oder das Bekenntniß seiner Schuld und jenes unzerreißbare Band der Natur, das den Mann an die Mutter seiner Kinder fesselt?

Nein, nein, dieser letzte Gedanke entschied — sie nahm die Lüge auf sich, und der Anblick seines Glückes sollte sie die ungewohnte Bürde eines Geheimnisses zwischen ihnen tragen lassen. Es war ja kein fremdes, es war ja sein Kind, was sie ihm in die Arme legen wollte; es war nicht

ihre, es war **seine** Schuld, die sie im Uebermaß ihrer Liebe ihm selbst und der Welt verbarg. Und diese erste Lüge ihres Lebens, die seinen Leichtsinn gut machen sollte — ach, mit wie viel Schmerzensthränen war sie erkauft und vor Gott gewiß gesühnt!

So, mit all' diesen sich wieder und wieder vorgespiegelten Trost- und Beruhigungsgründen kam der Brief zu Stande. Verworren genug war er, kurz und aufgeregt; aber das war ja natürlich, der Ton war so gerechtfertigt durch die Ueberraschung dieses längst nicht mehr erwarteten Glückes. Sie schrieb, daß sie so wenig an die Erfüllung ihres heißesten Wunsches habe glauben können, daß erst der vergangene Tag ihre letzte Furcht, ihre letzten Zweifel gehoben habe, und daß sie nun mit Unruhe seiner Antwort entgegensehe.

Die Antwort war er selbst. Vier Tage später lag er in ihren Armen, zu ihren Füßen — ihre Kniee umschlungen, weinte er, der starke trotzige

Mann, Thränen des Entzückens und der Reue. Was war das Frühlingswehen ihrer Liebe gewesen gegen das heilige Glück dieser Stunde, wo er berauscht, voll Dank und Seligkeit, fast in Ehrfurcht zu dem jungen schönen Weibe emporsah, das ihm die Krone irdischen Glückes reichen sollte. Josefa lächelte still und bleich, fast ernst durch ihre Thränen, sie schienen die Rollen getauscht zu haben, als sie, wie sonst er, mild und gelassen den Strom seiner Zärtlichkeit über sich ergehen ließ. Aber das war ja so natürlich, es fiel Oswald gar nicht auf. Ihr Zustand bedingte fast eine Aenderung des Wesens, er erklärte genugsam die Bläſſe ihres Aussehens, die Abſpannung und den Ernst, der manchmal auf den holden Zügen lagerte.

Wenige Tage darauf kam der alte Baron zurück, die Ueberraschung seinerseits hatte fast gleichen Schritt mit der seines Neffen gehalten; diese Nachricht änderte alle seine Pläne. Er theilte

nicht in dem Grade Oswalds Seligkeit und Ungeduld, daß er mit ihm Tag und Nacht gereist wäre, um desto früher in Eltach anzukommen, er nahm sich etwas mehr Zeit und kam drei Tage später und um Vieles bedächtiger an als Oswald. Aber anders als jemals klang doch sein Gruß, als er zum ersten Male im Leben die schöne, zitternde Frau auf die Stirn küßte und bewegt sagte: „Gott segne Sie, mein Kind!“

Wochenlang schon war Oswald in Eltach, ohne daß es ihm eingefallen wäre, was ihm vor seiner Reise fast ein tägliches Bedürfniß geworden war, nach der Stadt zu fahren. Er schien in der That nur Sinn und Gedanken für sein Haus, für seine Frau und sein spät erblühtes Glück zu haben. Es war Alles ja anders geworden — jetzt suchte Josefa manchmal die Einsamkeit, die sie früher geflohen, jetzt war er der Störer dieser stillen Stunden, von denen er wußte, daß Josefa sie früher nicht geliebt. Er las ihre Wünsche aus

ihren Augen, er pflegte und hätschelte sie wie ein Kind und wachte über sie auf Schritt und Tritt. Der alte Baron ließ in seinen Gewohnheiten sich weniger beirren. Er war noch Gast in Eltach, hatte aber beschlossen, nun Josefa wider Erwarten neue enge Bande um die Familie schlang, seinen Wohnsitz dauernd in der Residenz und somit seinem Neffen so nahe als möglich aufzuschlagen, ohne dessen eigene Häuslichkeit gerade zu theilen. Die Vorbereitungen dazu schon machten seine öftere Anwesenheit in der Stadt nöthig und manchmal, was sonst unerhört gewesen wäre, nahm er Josefa mit.

Sie hatte es sich von ihrem Manne erbeten, in ihrer schweren Stunde den Rath und die Hülfe einer Hebamme aus der Stadt in Anspruch nehmen zu dürfen, zu welcher sie besonderes Vertrauen zu haben behauptete, und dieser Wunsch ward ihr ohne Bedenken gewährt. Josefa's Zustand war so befriedigend, wie das von einer kräftigen,

glücklichen jungen Frau nur zu erwarten steht. Der Arzt hatte keinerlei Rath zu geben, und die Unterredungen mit der Hebamme, die Josefa doch dann und wann in der Stadt und in Eltach hatte, schienen mehr zu Oswalds als zu ihrer eigenen Beruhigung stattzufinden.

„Weißt Du, Oswald," sagte der Baron eines Tages, als er von einem Ausfluge nach der Stadt zurückkehrte, „daß die Mühlen für ihre Freunde und Verehrer rein verschwunden ist? Gerade den Tag vor meiner Rückkunft hat sie ihren Urlaub angetreten, ihr Mädchen entlassen und ist ganz allein abgereist. Aber wohin, frage ich? Die Collegen und Freunde, denen sie Nachricht versprochen, haben bis heute kein Lebenszeichen von ihr empfangen. Ist es nicht wunderbar?"

Josefa's Blick hing bei diesen Worten des Barons starr und angstvoll an dem Gesichte ihres Mannes. Das aber blieb vollkommen ruhig, kein

Zug darin veränderte sich, als er Josefa's Neufoundländer den Kopf zu streicheln fortfuhr und fast gleichgültig antwortete: „Gar nicht, solch eine Künstlerin gehört der Welt und die Welt ihr. Die wird den Enthusiasten nicht verloren gehen.“

„Die Künstlerinnen sind doch reich,“ warf Josefa, gewaltsam sich zusammennehmend, dazwischen, — „die Welt gehört ihnen, sagst Du! Sind sie nicht bevorzugt vor uns anderen Frauen?“

„O nein,“ sagte er warm, „ein Herz wiegt oft eine Welt auf. Du gehörst mir und dem Kinde und wir gehören Dir,“ und dicht sich hinneigend zu ihr, flüsterte er zärtlich: „Möchtest Du tauschen?“

„Nein, o nein,“ antwortete sie beglückt und beruhigt, „ich habe Alles erreicht, was ich je geträumt habe.“

Der Frühling zog vorüber und der Sommer erschien, er sollte den jungen Erben von Eltach

bringen. Auch der Onkel Baron lebte jetzt in einer gewissen Spannung, er hatte sich längst darein gefunden, daß die schöne Schauspielerin von der Welt verschwunden schien, sein Interesse hing jetzt an Josefa und der nächsten Zeit. Es war eine auffallende Veränderung in seinem Betragen gegen die junge Frau vorgegangen, er war voll Aufmerksamkeit und Rücksicht für sie, manchmal sogar voll Sorge, und es verletzte Josefa's Eitelkeit nicht, daß dies plötzlich erwachte Interesse im Grunde dem zu erwartenden Kinde galt.

Es war ja Oswalds Kind, sie war nur froh und dankbar über das Glück, das sie verbreiten durfte. Tante Barbara's freudig angebotene Pflege hatte sie entschieden abgelehnt. Frau van der Meulen war alt und hatte nie Kinder gehabt, hier reichte ihre Erfahrung nicht aus, und Oswald selbst mußte Josefa's Meinung beipflichten, daß ihre etwas geräuschvolle Thätigkeit kaum geeignet sein würde für eine Wochenstube.

Es war an einem schwülen Junimittage, wo die Wärterin, welche von Anfang an sich besonders sorgsam gezeigt hatte, in Eltach erschien, um nach dem Befinden der gnädigen Frau zu sehen, und Josefa's auffallende Blässe, als sie einige Minuten später nach ihrem Schlafzimmer ging, ließ den Leuten im Hause diesen Besuch sehr à propos erscheinen. Auch Oswald bemerkte diese Veränderung, und nicht ohne Herzklopfen dachte er daran, daß der gefürchtete Augenblick nahe sein könne. Es war ihm daher unlieb, daß Josefa gerade jetzt auf die schleunige Besorgung eines bequemeren Lehnstuhls drang; es gehörte alle ihre Ueberredungskunst und die Bestätigung der Hebamme dazu, daß Frau v. Eltach sich wohl genug fühle, um ihn diese Besorgung, die nur einige Stunden erfodern würde, ausführen zu lassen. Er befürchtete auch auf der anderen Seite, daß gerade dieser Mangel einer vollkommenen Bequemlichkeit sie erschöpft und angegriffen habe.

Sie stand am Fenster und grüßte lächelnd hinab, als er davon ritt, ihr Gesicht wetteiferte mit dem Schnee der Vorhänge, so bleich war es; das Bild verließ ihn nicht auf dem ganzen Wege.

Gegen Abend, als die Sonne schon tief am Himmel stand, kehrte Oswald heim und trieb sein Pferd zu schnellerem Gange, als das Herrenhaus von Eltach hinter den Baumgruppen sichtbar ward. Da sprengte ein Reiter des Weges daher ihm entgegen — er erkannte das Pferd und auch den Mann darauf; ein unerklärliches Gefühl von Schrecken ergriff Oswalds Seele. Aber der Verwalter, denn dieser war es, schwenkte schon von Weitem seine Mütze und sobald er sich verständlich machen konnte, schrie er aus voller Kehle: „Hurrah, Herr Baron, die gnädige Frau hat einen prächtigen kleinen Sohn bekommen, und ist ganz munter und wohlauf!"

Hoch auf im Sattel fuhr der stolze Mann, er fühlte, wie das Blut ihm warm nach Kopf

und Herzen drang, und vergebens bemühte er sich, eine Frage an den Näherkommenden hervorzustammeln. Doch dieser kam ihm zuvor, er bemerkte die wechselnde Farbe auf Oswalds Gesicht, das Zittern der Hand, die auf den schlanken Hals des Pferdes sich stützte.

„Seien Sie doch ohne Sorge, Herr Baron, die gnädige Frau ist, wie berichtet wurde, so wohl, wie man es nur wünschen kann; der kleine Sohn soll ein wahres Prachtkind sein."

Oswald war keines Wortes mächtig, aber er drückte dem Verwalter so stürmisch und kräftig die Hand, daß dieser ein Schmerzensgesicht zog und flog dann, seinem Pferde die Sporen gebend, davon. Auf dem Hofe erwarteten ihn Knechte und Mägde, Bediente und Kammerjungfer; Alle riefen zugleich die frohe Kunde, die er schon wußte und doch wieder so entzückend sein Ohr traf. Er nickte Allen, warf die Zügel dem Knechte zu und eilte dann rasch und leise die Treppen hinauf,

Josefa's Schlafzimmer zu. Hier oben herrschte schon tiefste Ruhe, überall Teppiche, die den Schall der Tritte dämpften; das Zimmer, welches er behutsam öffnete mit zitternder Hand, war verdunkelt, und kaum dem scheidenden Tageslicht gestattet, den Neugebornen mit seinem letzten Strahl zu grüßen. Welche Gefühle, wie süß und heilig, durchzogen die Brust des kräftig stolzen Mannes, als er klopfenden Herzens an das Lager der geliebten Frau schlich. Eine Welt voll Liebe lag in seinem Blicke, als er, auf sie herab sich beugend, nur flüsterte: „Meine Josefa!"

Sie war nicht minder bewegt, aber ach, welch' andere Empfindungen waren es, die ihr die Sprache raubten! Gewaltsam suchte sie sich zu fassen. War es denn nicht *sein* Kind, das dort in der Wiege ruhte, ihm gegeben durch ihre großmüthige, verzeihende Liebe, geschenkt unter so viel Schmerzen und Thränen? Hatte sie nicht unaussprechlich mehr geliebt und gelitten als die wahre Mutter

des Kindes, und hatte sie dadurch nicht ein heiliges Anrecht auf dasselbe erhalten? Und doch, doch mußte Josefa sich dies wiederholen fort und fort, um eine Stimme in ihrem Innern zu beschwichtigen, welche ihr zuflüstern wollte, es sei dennoch ein Spiel, das sie getrieben mit dem heiligsten Gefühle des Menschenlebens.

Als sie antworten wollte, indem sie zärtlich die Hand ihres Mannes streichelte, trat die Wärterin, Frau Kahler, herzu und bat so dringend um Schweigen und Ruhe für die gnädige Frau, die sehr angegriffen sei, daß der erste schwerste Augenblick für Josefa glücklich vorüberging.

Sie erholte sich unter der weisen und aufmerksamen Pflege der Frau Kahler, welche auf das Dringen der beiden Gatten vierzehn Tage in Eltach blieb, überraschend schnell; die glückwünschenden Bekannten von nah und fern glaubten, Josefa nie so blühend und schön gekannt zu haben. Und mußte sie denn nicht auch neu erblühen unter

dieser Fülle des Glückes, welches sie umgab? War es nicht lauter Liebe, die ihr entgegenstrahlte, wenn Oswalds Blick auf ihr und dem Kinde ruhte, leuchtete nicht Freude und Theilnahme aus den Augen ihrer Freunde, lag nicht Aufmerksamkeit und Wohlwollen jetzt selbst in den Worten und dem Benehmen des alten Barons? Das Kind war in der That und Wahrheit ein Friedensbote geworden für das Haus, dessen feste Stützen, Treue und Eintracht, zu wanken begonnen hatten; dies junge Leben war der Mittelpunkt guter Entschlüsse, froher, verjüngter Liebe geworden.

Frau Barbara und der alte Baron hoben den Knaben aus der Taufe und Constantin wurde er genannt, wie der Vater des alten Herrn. „Das war ein ganzer Mann, der hatte das Herz auf dem rechten Flecke und den Kopf auch; so soll der Junge heißen," meinte der Baron, und Frau Barbara hatte zum ersten Male nichts gegen einen Vorschlag ihres alten Widersachers einzuwenden.

Die Freude über das Kind, das war der einzige Punkt, wo ihre Gefühle sich vereinigten und verstanden; Frau Barbara hätte darin seine Wünsche nicht kränken mögen.

Siegmund war nicht erschienen zu dem Familienfeste, es waren dafür so ausreichende Gründe vorhanden, daß sein Ausbleiben nicht auffiel und höchstens Josefa konnte sich sagen, daß nach den letzten zwischen ihnen stattgehabten Erörterungen und der unverhofften Wendung ihres eigenen Geschickes ihm ein Wiedersehen peinlich sein müsse. Der Verlust seines Vaters, der vor zwei Monaten das Zeitliche gesegnet und ihm die alleinige Leitung des großen Geschäftes überlassen hatte, war neben den verdoppelten Geschäften ein hinreichender Grund seines Nichterscheinens und für Frau van der Meulen eine dringende Mahnung, baldmöglichst zu dem verwaisten Haushalte und dem ebenfalls verwaisten, wenn allerdings auch weniger geliebten Neffen zurückzukehren.

So begann denn für die beiden Gatten, als die letzten Gäste Eltach verlassen hatten, jenes stille häusliche Leben, nicht getrübt durch kindisches Verlangen auf der einen, noch durch trotziges Versagen auf der anderen Seite, was Josefa Jahrelang so heiß umsonst erstrebt. Sie war eine so treue und zärtliche Mutter, daß ihre Zeit vollauf in Anspruch genommen war durch alle jene tausend Sorgen, deren ein Kind, und durch alle die süßen Liebeständeleien, deren eine junge glückliche Mutter bedürftig ist; und nach und nach vergaß sie es, daß sie das Kind nicht geboren hatte, das doch mit Oswalds Augen so froh und glückselig in die Welt hineinschaute.

Der Knabe wuchs heran, kräftig und schön, seines Vaters verjüngtes Ebenbild, und so wie Liebe und Frieden im Innern der Familie lebte, so wuchs Wohlstand und Gedeihen des Hauses. Ein sichtbarer Segen ruhte auf den Fluren von Eltach und als ein Jahr nach des kleinen Con-

stantins Geburt die Auffindung reicher Eisen- und Kohlenlager der ländlichen Thätigkeit noch eine industrielle hinzufügte, da schienen die Quellen des Reichthums sich aufgethan zu haben, um den kleinen Erben mit allem Glanz und allem Glück der Welt zu umgeben. Der alte Baron, jeder praktischen Thätigkeit hold, leistete den Unternehmungen seines Neffen, die Frau Barbara um so ruhiger genehmigte, als selbst nach Siegmunds Dafürhalten der Erfolg zweifellos war, mit seinen eigenen Erfahrungen thätigen Vorschub, und bald erstand in dem stillen Thale von Eltach ein großartiges Schmelz- und Hüttenwerk.

Während nun in Eltach so ganz andere Tage heraufgezogen waren, als die, welche Siegmund einst der verzweifelnden Josefa prophezeit hatte, war auch in seinem eigenen Leben allmälig ein Wechsel eingetreten, wenig bemerkbar nach außen, aber fühlbar für ihn selbst. Die Solidität und der Reichthum seines Hauses war längst ein

Schein, den nur seine Klugheit und Energie aufrecht erhielt.

Als vor Jahren sein Bruder Paul dem finstern Zwange des väterlichen Hauses entfloh, um in Griechenland für die Freiheit eines unterdrückten Volkes zu kämpfen und die Wonne der eigenen in vollen Zügen zu genießen, da hatte Siegmund seine Stellung geschickt zu benutzen gewußt. Pauls erster Brief nach seiner Flucht zeigte dem Vater seine Aufnahme in das griechische Heer an, und als somit die letzte geheime Angst, ob der Sohn gesund und am Leben sei, die einzige Last, die auf des strengen Mannes Brust geruht, herabgewälzt war, blieb nur noch der Groll darin und er fühlte aller Verpflichtungen und väterlichen Regungen gegen Paul sich baar und ledig. Zwar wurde der Brief beantwortet, aber alle die Strenge und Härte, die den Knaben zurückgeschreckt hatte, sollte jetzt dem Manne begegnen, und Herr Vorbeck bedachte dabei nicht, daß die Härte den Trotz weckt.

Der nächste Brief Pauls war an die Tante gerichtet, er enthielt an den Vater einen Gruß, aber kein Wort mehr, das von Verzeihen sprach. Auch die Brüder correspondirten und der Ton dieser Briefe war allerdings freundlich und brüderlich, man hätte es ihnen nicht angemerkt, daß Siegmund so wenig für den Abwesenden beim Vater sprach.

Der griechische Freiheitskampf zog damals die Augen von ganz Europa auf sich; der Soldat hatte dabei die Gelegenheit, sich auszuzeichnen und Paul ließ sie nicht unbenutzt vorübergehen. Aber selbst die Auszeichnungen, das glänzende Avancement, welches er zu berichten hatte, konnten den Vater nicht versöhnen. — Herr Vorbeck, obgleich er in der letzten Stunde seines Lebens sich seines Sohnes erinnerte und einen Gruß für ihn aussprach, hinterließ ein Testament, in welchem Paul auf den geringsten, gesetzlich erlaubten Pflichttheil verwiesen und Siegmund zum Universalerben ernannt war.

Das Datum des Testamentes zeigte, daß dasselbe gleich nach des Sohnes Flucht abgefaßt war; es ließ sich schwer entscheiden, ob Herr Vorbeck später, in seinen letzten Augenblicken, anders gedacht habe. Ein Bruderherz würde in dem warmen, fast ängstlichen Gruße des Sterbenden, den er für den entfernten Sohn hinterließ, einen Widerruf jener harten Maßregel gefühlt haben, und so, wenn nicht aus eigenem Antriebe, auf die ihm gewordene Bevorzugung verzichtet haben; aber Siegmund dachte hierin anders. Er meldete dem Bruder den Tod des Vaters mit schönen und herzlichen Worten und richtete gewissenhaft den Gruß desselben aus, er hielt aber mit derselben Gewissenhaftigkeit sich an den Wortlaut des Testaments, welches Paul zum armen Manne machte.

Es war dies ein Schritt, der eine verschiedene Beurtheilung erfuhr, so verschieden, wie überhaupt Siegmunds ganzer Charakter angesehen wurde.

Jene, denen er als der offene, streng rechtliche Mann galt, der des Vaters hartes Gebot selbst gegen die Wünsche des eigenen Herzens erfüllte, dachten deshalb nicht geringer von ihm; aber denjenigen, welche die Aufrichtigkeit seiner Bruderliebe sowohl, wie die seines ganzen treuherzig scheinenden Wesens bezweifelt und angefochten hatten, galt die Antretung der Erbschaft als die sicherste Bestätigung ihrer schlimmen Meinung.

Am wenigsten war der dadurch Betroffene selbst davon berührt; Paul empfand nicht den Verlust des Erbtheils, nur den des Vaters, dessen Segen er nicht mehr selbst vernommen hatte. Reichthum hatte ihn nie gelockt und mit dem arglosen, unbefangenen Sinn, den er aus den Knabenjahren mit in das Mannesalter hinübergenommen hatte, sah er in des Bruders Thun etwas ganz Natürliches, vom Vater so Gebotenes. Ihm war Siegmund deshalb nicht fremder, nicht weniger lieb geworden, im Gegentheil, in Pauls Briefen

sprach sich oft eine tiefe Sehnsucht nach der Heimath und dem Gefährten seiner Kindheit aus.

Inzwischen schien Siegmund die Oede und Leere des Hauses, die durch Frau van der Meulen nachgerade sehr bemerklich werdendes Alter von Tag zu Tag fühlbarer wurde, dadurch bannen zu wollen, daß er eine junge Frau hineinführte. Das Mädchen, dem er sich verlobte, stach weder durch Liebenswürdigkeit und Verstand hervor, noch durch äußeren Reiz; aber sie hatte ein großes Vermögen zu erwarten und die Fülle des Geldes warf buchstäblich den einzigen Glanz auf ihre schlichte, unbedeutende Persönlichkeit. Und selbst dieser Glanz war ein trügerischer; der reiche Oheim, als dessen Erbin sie betrachtet wurde, bekam den Einfall, in seinen alten Tagen noch eine junge Frau zu nehmen und seiner Nichte, die bereits Siegmunds Braut war, blieb nichts, als die Liebe ihres Verlobten. Diese aber — wenn anders Worthalten gleichbedeutend mit Liebe ist — blieb ihr auch;

Siegmund führte sie zum Altare, trotz der verlorenen Erbschaft, zum nicht geringen Erstaunen Derer, die diese Heirath von vornherein für eine Speculation erklärt hatten. Siegmund war eben klüger als sie Alle, ein echter Kaufmann, der Niemand in seine Geheimbücher schauen läßt. War es wirklich eine Speculation, und noch dazu eine mißlungene, so mußte wenigstens der Credit gerettet werden — auch seine Feinde mußten zugestehen, daß Siegmund aus dieser Sache wie ein Ehrenmann hervorging. Ob das Vermögen, das sein Vater ihm auf Kosten Pauls hinterlassen, wirklich so bedeutend war, wie man es in früherer Zeit geschätzt, und ob auf diesem Gute, das des Vaters Unversöhnlichkeit und Parteilichkeit ihm verliehen, auch Gedeihen ruhte, das wußte Niemand so recht zu sagen, da die Geschäfte, seit Siegmund der Leiter war, in einer wesentlich andern Art geführt wurden. Alte Verbindungen, die seinen oft allzukühn und gewagt erscheinenden Unter-

nehmungen mißtrauten, ließ er fallen, um neue, weniger bewährte, anzuknüpfen. Der ruhige, gesicherte Gang der Geschäfte, der allerdings weniger Chancen, aber auch weniger Gefahr bot, als keckere Speculationen, behagte Siegmunds unternehmendem Geiste nicht. Er liebte und brauchte den Reichthum zu dem Leben, das er führte, und er wünschte denselben auf dem kürzesten Wege zu erlangen. Es wurden große Summen verdient und noch größere verloren, der echte Schein der Solidität, welcher das alte Handelshaus durch so viele Jahre umgeben und die Zerrissenheit des Familienlebens mitleidig vor der Welt verhüllt hatte, fing an, dem unechten Glanze des Schwindels zu weichen. So ließ der Stand seiner Angelegenheiten sich ziemlich schwer beurtheilen; man wußte eben so viel zu reden von erfolgreichen Unternehmungen, als von Schlappen, die er erlitten, und der Luxus seiner Lebensweise, der unbeirrt von günstigen oder ungünstigen Conjuncturen seinen

Fortgang nahm, bestärkte wenigstens die große Menge in der Ansicht, daß er ein reicher Mann sei.

Frau Barbara blieb im Hause wohnen, als die junge Frau einzog und das Regiment ihren müden, altersschwachen Händen abnahm. Vergebens drang Josefa mit Bitten in sie, ihre letzten Tage nun in behaglicher Ruhe in Eltach zu verleben; Frau van der Meulen war mit dem Alter immer fester eingewurzelt in ihren Gewohnheiten; die Stadt und das Haus, in welchem sie achtundsiebzig Jahre ihres Lebens zugebracht hatte, wollte sie nicht verlassen. Gewohnheit ist mächtig wie Liebe; Frau van der Meulen hätte den Ort, wo ihr so wenig Freuden erblüht waren, nicht mit Eltach vertauscht, das ihr doch immer, seit Josefa ein Kind hatte, als ein Paradies irdischer Glückseligkeit erschien. Sie wohnte also unter Siegmunds Dach, aber man sah sie fast nie bei den jungen Leuten, es mußte schon ein hoher Festtag, ein wichtiges Familienfest, wie Weihnachtszeit oder

Kindtaufe sein, zu dem sie feierlichst geladen wurde und eben so feierlich erschien.

Sie wurde alt, Frau Barbara, und müde; aber sie meinte immer, sie könne die Augen nicht zuthun, ehe der Paul heimgekommen sei, für den ihre Liebe warm und lebendig geblieben war, wie an dem Tage, wo er der Heimath den Rücken wandte.

Frau Barbara's Augen blieben, ach zu lange offen; sie erlebte den Ruin Alles dessen, worauf sie im Leben stolz und vertrauend und zärtlich geblickt hatte, und der erste Schlag, der sie vernichtend aus heiterem Himmel traf, kam aus Eltach.

XI.

Der kleine Familienkreis, der an dem Tage, an welchem die unglückselige Katastrophe stattfinden sollte, durch den alten Baron einen Zuwachs erhalten hatte, war eben in dem Familienzimmer versammelt, wo Josefa den beiden Männern nach einem heiteren Mahle den Kaffee bereitete, als ein auf den Hof rollender Wagen Gäste ankündigte.

Ein unbekannter Herr stieg aus, wenigstens erinnerte sich Oswald, der ans Fenster getreten war, nicht, ihn je gesehen zu haben, und wirklich wurde einige Minuten später auch ein ganz fremder Name gemeldet.

„Herr Instructionsrichter Bern,“ sagte der Bediente, „er wünscht den Herrn Baron allein zu sprechen.“

Der ältere und der jüngere Eltach blickten zu gleicher Zeit fragend auf.

„Den jungen Herrn Baron,“ erläuterte der Bediente.

Wenn Jemand in diesem Augenblicke Josefa beobachtet hätte, so würde er gesehen haben, wie sie zusammenschrak und die Farbe wechselte, aber der Onkel blies gleichmüthig den Dampf seiner Cigarre von sich und Oswald folgte dem voraneilenden Bedienten auf dem Fuße, um den Fremden in sein eigenes Zimmer zu geleiten.

Zwischen den Zurückbleibenden wollte keine rechte Unterhaltung wieder in den Gang kommen, Josefa war zerstreut und unruhig, ihr Blick hing an der Thür, ihr Ohr an jedem Geräusche draußen, und der alte Herr wandte sich endlich leicht verstimmt über ihre scheinbare Rücksichts-

losigkeit, zu dem kleinen Constantin, der an einem Tische seitwärts mit Soldaten spielte.

Es währte aber nicht lange, bis diese Zeit des peinvollen Zweifels beendet war, denn nach einer Viertelstunde trat Oswald mit dem Fremden wieder herein. Es war eine geringe Aufregung an ihm bemerklich, eine Wallung des Blutes, wie sie nach einem lebhaften Gespräche, oder einer hitzig vertretenen Meinung auftritt, und deshalb lag eine gewisse Hast in seinen Worten, als er, den Fremden vorstellend, sagte: „Herr Instructionsrichter Bern, und sein Besuch gilt eigentlich Dir, Josefa."

Das Zittern ihrer Glieder gestattete ihr kaum, sich von ihrem Platz halb zu erheben, sie lud den Gast schweigend mit einer Handbewegung zum Sitzen ein und erwartete seine Anrede.

„Daß ich es kurz mache!" rief Oswald ungeduldig den Worten des Fremden zuvorkommend, „denke Dir, Josefa —"

„Ich bitte, mein Herr," fiel der Richter mit höflicher Gelassenheit ein, „es ist meine Pflicht, meine Fragen an die gnädige Frau selbst zu stellen. Es handelt sich nämlich um eine auf dem Sterbebette gemachte Aussage der Wärterin Kahler, welche sich anklagt, im Einverständnisse mit Ihnen, das Kind, welches dem Herrn Baron geboren sein soll, untergeschoben zu haben."

Josefa war nicht fähig, auch nur ein einziges Wort zwischen ihren erblaßten und zitternden Lippen hervorzustammeln; starr, regungslos saß sie auf ihrem Stuhle, ein Bild der Vernichtung.

Der alte Baron, der noch neben dem kleinen Constantin stand, der ruhig fortspielte, trat jetzt Josefa gegenüber, sie fest und erwartungsvoll anblickend, denn ihre gänzliche Fassungslosigkeit wollte ihm nicht gefallen. Auch Oswald wurde unruhig, gleichwohl lag eine unendliche Zärtlichkeit in seinem Ton, als er, sich zu ihr herabbeugend, ihr ermuthigend zuflüsterte: „Aber Josefa, liebes Weib,

was kann Dich so sehr entsetzen, bin ich denn nicht bei Dir? Es bedarf ja nur eines kurzen Nein, und auch das nur der Form halber."

Der Klang seiner Stimme, so beschützend und liebevoll, verfehlte seine gewohnte Wirkung nicht — sie hob die Augen empor zu ihm, aber ach, in diesem Blicke lag Verzweiflung und Todesangst.

„Verlaß mich, Oswald," rief sie mit erstickter Stimme, „verstoße mich — aber Dein Kind ist es, so wahr ich auf Gottes Gnade und Deine Liebe hoffe!"

„Mein Gott, Josefa, so fasse Dich doch, komm' zu Dir," rief der bestürzte Gatte, während die beiden Anderen stumm und prüfend daneben standen, „wer will Dir denn das Kind nehmen, das meine Züge trägt, wer könnte es wagen, Dich zu beschimpfen und — mich!"

Oswalds Augen blitzten drohend zu dem Beamten hinüber, dessen ruhiger Blick eben prüfend an des Knaben Zügen hing, der neugierig auf

seine Mutter sah, die so bleich und vernichtet dasaß. Die unverkennbare Aehnlichkeit zwischen Vater und Kind machte den erfahrenen Mann irre, und doch lag ein deutlich ausgeprägtes Schuldbewußtsein auf Josefa's verzweiflungsvollem Gesicht.

„Haben Sie das Kind geboren, gnädige Frau?" sagte er, seine Frage so scharf und bestimmt stellend, wie möglich.

„Nein," hauchte das geängstigte Weib, von ihrem Sitze herabgleitend und wie zum Schutze ihres Mannes Kniee umklammernd.

„Nein!" schrie Oswald außer sich, „nein? Du hast mich bestohlen in meinem Glauben, beschimpft in meiner Ehre, Du triebst ein grauenhaftes Spiel mit dem Heiligsten der Natur? Schlange, Ehrlose, hinweg, berühre mich nicht," und die heftige Bewegung, mit welcher er seine Kniee von Josefa's umschlingenden Armen befreite, ließ die unglückliche Frau hart auf den Fußboden niederschlagen, wo sie einige Momente regungslos

liegen blieb. Der kleine Constantin schlich verstört herzu, ängstlich und mitleidig zugleich, erfaßte er des Vaters Hand, um unter seinem Schutze der stumm und leblos daliegenden Mutter zu Hülfe zu kommen. Aber die Berührung des Kindes schreckte das in allen Tiefen erschütterte Gemüth des betrogenen Gatten aufs Neue auf. „Fort, fort, zu ihr," schrie er und schleuderte das erschreckte Kind von sich, „ich habe nichts gemein mit Dir!"

Aber Josefa war nur betäubt, nicht leblos; wie der Blitz fuhr sie in die Höhe und fing das Kind in ihren schützenden Armen auf. „Thue ihm kein Leid, Oswald," flehte sie zitternd, „ich log nicht. Es ist nicht mein, aber Dein; ich bin nicht seine Mutter — Franziska Mühlen ist es, und der Vater Du!"

Ein Ausdruck liebevollen Triumphes flog über das süße bleiche Gesicht; noch einmal sah ihr Blick wie Hülfe suchend im Kreise umher und

dann, als sie nur stummer Ueberraschung begegnete und keinem Wort, keinem Zeichen der Verzeihung, schlossen sich die müden Augen und sie sank, das Kind fest umschlingend, durch eine wohlthätige Ohnmacht der schrecklichen Gegenwart entrückt, auf den Teppich nieder.

Während der Richter sich, um Oswald Zeit zu gönnen, in eine Fensternische zurückzog, hob der alte Baron, der seine Besonnenheit schneller wieder fand als sein Neffe, den weinenden Knaben auf, führte ihn hinaus nach der Wärterin und verriegelte dann sorgfältig die Thür des Vorzimmers. Er fürchtete, wenn etwas in der Welt, die fragenden, mitleidigen und neugierigen Blicke der Dienerschaft; so groß sein Zorn und seine Verachtung gegen Josefa war, er leistete ihr lieber selbst jeden Dienst, als ihr Kammermädchen zu dieser Scene häuslichen Jammers herbeizurufen. Als Oswald seiner stummen Aufforderung Folge geleistet und ihm geholfen hatte, Josefa auf das

Sopha zu betten, schlug sie unter den Bemühungen des alten Barons die Augen auf.

Der erste Laut ihrer Stimme rief ihres Mannes Namen, aber dieser wandte so voll Abscheu und Entrüstung sich hinweg, daß sie in heiße Thränen ausbrach.

Der Richter, mitleidiger als der, welcher ihr am nächsten auf der Welt stand, trat zu ihr und zog seinen Stuhl in die Nähe des Sopha's, in dessen Kissen sie ihr Angesicht verbarg.

„Wollen Sie mir sagen, gnädige Frau, was Sie bewog, Ihrem Herrn Gemahl ein Kind, wenn auch das seinige, unterzuschieben?"

„Liebe," sagte sie kurz, „unendliche, unbesiegbare Liebe!"

„Es muß das allerdings eine harte Prüfung Ihrer Zuneigung gewesen sein, tagtäglich den lebendigen Beweis seiner Untreue vor Augen zu sehen, dies Kind in Ihr Haus und an Ihr Herz zu nehmen und es mit der Zärtlichkeit und Sorge

zu erziehen, die dem Mutterherzen so täuschend abgelauscht ist, daß Sie werth gewesen wären, die Mutter zu sein," sagte der ernste Mann warm. „Aber eine solche Selbstverleugnung, eine so großartige Liebe und Verzeihung, ein so vollkommenes Hintansetzen aller Eifersucht ist eine zu seltene Erscheinung, als daß nicht einige Berechtigung, ja Verpflichtung zum Zweifel vorläge. Womit wollen Sie beweisen, daß Ihr Herr Gemahl der Vater des Kindes ist?"

„Fragen Sie ihn," antwortete sie schmerzlich lächelnd. „Franziska Mühlen hat meinen Bitten und Thränen nachgegeben und es ihm verschwiegen, daß sie des Kindes Mutter war — vielleicht glaubte sie, sie sei meinem tiefen Grame diese Genugthuung schuldig, und gewiß wußte sie, daß ihr Kind in treuer Hut war. Mein Mann weiß nicht aus ihrem Munde, daß dies Kind das seinige ist, aber er ist, ehrenhafter als ich, einer Lüge unfähig, wäre es auch, um damit Glück und Ehre

zu erkaufen. Oswald wird Ihnen sagen, daß er Franziska Mühlen einst sehr nahe stand, und daß er Grund hat zu glauben, Constantin sei sein Kind."

„Was haben Sie darauf zu entgegnen, Herr Baron?" fragte der Richter.

„Ich widerspreche dieser Angabe nicht," entgegnete Oswald düster.

„Sie sagen, gnädige Frau," begann der Richter wieder, „Ihr Herr Gemahl weiß die Verkettung dieser merkwürdigen Umstände, die doch in jeder Hinsicht vortheilhaft für ihn und sein Kind waren, ohne dabei die mindeste Rücksicht auf Ihr eigenes verletztes Gefühl zu gewähren, nicht aus dem Munde der wahren Mutter; es wäre wohl einzusehen, warum seine Schuld Ihnen, nicht aber, warum sie ihm selbst verheimlicht worden ist. Besinnen Sie sich, gnädige Frau, hatte Ihr Herr Gemahl keinerlei Ahnungen oder Andeutungen empfangen von diesem Betruge, der seinem Kinde

eine ehrenvolle Existenz und ihm selbst Geheim-
haltung seiner Schuld sicherte?"

„Mein Herr, hüten Sie sich!" brauste Os-
wald auf, „so zerschmettert ich bin, ich habe noch
Kraft, meine Ehre zu schützen. Wer kann glau-
ben, daß ich Theil habe an diesem Betruge?
Was giebt Ihnen ein Recht zu dieser Verdäch-
tigung?"

„Mein Amt," entgegnete der Richter gelassen,
„nicht zu Verdächtigung, aber zu einer nahelie-
genden Frage. Sie hatten ein größeres Interesse,
Ihrem Kinde die Rechte der Legitimität zu sichern,
als Ihre Frau Gemahlin, und diese Frage, die
Sie so sehr verletzt, wird die ganze Welt auf-
werfen, insbesondere Ihre Herren Vettern, die,
so viel mir bekannt ist, die Erben Ihres Herrn
Onkels gewesen wären, im Fall Ihre Ehe kinder-
los blieb."

„Mein Gott," stöhnte Oswald, „beschimpft,
entehrt, betrogen!"

„Es ist Dein Kind, Oswald!“ rief Josefa händeringend, „ich habe nur mein eigenes Herz betrogen, nicht das Deine! Deine Liebe wollte ich mir zurückerkaufen —“

„Und verlorest sie,“ fiel Oswald ein.

„Dem Kinde wollte ich den Makel seiner Geburt nehmen —“

„Und entehrtest den Vater, ewig, unheilbar!“

„Oswald!“ schrie sie wild und verzweiflungsvoll, „ist kein Erbarmen, keines?“

„Keines,“ entgegnete er mit grausamer Unerbittlichkeit, „der Schimpf, den Du öffentlich meinem Namen zugefügt hast, trennt uns für alle Ewigkeit; ich kenne Dich nicht!“

„Oswald, o Oswald, das ist mein Tod!“ rief sie mit herzbrechendem Jammer. „Besinne Dich, Oswald, mein Oswald, es war ja Dein Kind, Dein schönes, liebes kleines Kind, das ich an Dein Herz legte; ich betrog Dich ja nicht, ach, ich verzieh, ich liebte Euch Beide

so unsäglich, daß ich meiner Schmerzen vergaß."

„Welch' ein Scandal," antwortete der alte Baron, der zum ersten Male seine Stimme erhob, an seines Neffen Statt. „Welch ein Familiendrama, wo das Ende Schande und Entehrung ist!"

Oswalds Züge, die bei Josefa's Flehen einen heftigen Kampf verrathen hatten, nahmen wieder Bitterkeit und Entschlossenheit an; eine stumme abwehrende Handbewegung war die einzige Antwort, die er ihr gab.

„Kann die Sache niedergeschlagen werden?" forschte der alte Baron den Beamten aus.

„O, nein," entgegnete dieser, „das ist unmöglich. Das Einzige, was zu erreichen sein wird, ist, daß man gegen Caution die gnädige Frau auf freiem Fuße läßt, bis ein Urtheil gesprochen ist."

„Auf freiem Fuße," stammelte Josefa und die bleichen Wangen erblaßten mehr und mehr.

„Haben Sie daran nicht gedacht?" erwiederte der alte Baron schneidend. „O, es ist hart für mein graues Haupt! Ein langes Leben habe ich dahingegeben, um den Namen zu Ehren zu bringen und nun wird diese Ehre vor den Assisen abgeschätzt und abgewogen werden, und das Zuchthaus setzt seinen Stempel darauf!"

„Nein," schrie sie verzweiflungsvoll, „nein, es ist nicht möglich, so grausam können die Menschen nicht richten, was ich in Liebe verbrach!"

„Fassen Sie sich, gnädige Frau," tröstete der Beamte, „wenn auch der Richter sich nicht bestechen lassen darf durch die Motive Ihres Vergehens, die Welt richtet nur danach."

„Aber ist denn gar kein Ausweg?" forschte der alte Baron wieder dringender denn zuvor, während Oswald in Schweigen versunken war. „Ich meine nicht für Ihr Zusammenbleiben,"

sagte er zu Josefa gewandt, als er ein plötzliches Aufleuchten ihrer erloschenen Augen bemerkte, „kein Gott ruft entflohenes Vertrauen zurück. Nein, ich meine, ob es keinen Ausweg giebt, um diesen entsetzlichen Scandal zu vermeiden. Die Ehre der Familie — es ist kein leerer Schall, Herr Bern, ich habe das empfunden, während ich in der freiwilligen Verbannung sechsundzwanzig Jahre für diese Ehre meines Hauses gearbeitet und entbehrt habe. Und nun werden die Wunden der Familie schonungslos ans Licht gezogen, betastet mit roher Hand. Oswalds Leichtfertigkeit und Untreue, der ungeheuere Betrug, den eine schlaue Frau ihm spielte, der Verdacht, daß er diesem Betruge nicht ganz fremd gewesen ist, als sein illegitimes Kind an seiner Vettern Statt als Erbe meines Vermögens eingeschoben ist —“

„Onkel,“ tobte der junge Mann, „ich ertrage es nicht, auch nicht von Ihnen!“

„Ruhe,“ gebot dieser, ihn am Arme ergreifend,

„ich kenne Dich, aber nicht die Welt. Tragen wir nicht schwer genug an der erwiesenen Schuld, muß noch die Last des Argwohns und der Verleumdung hinzugefügt werden? Sagen Sie mir, mein Herr, welche Wege muß ich einschlagen, um einem öffentlichen Verfahren zu entgehen?“

Der Richter zuckte die Achseln. „Es giebt keinen, als, nach einem ungünstigen Urtheilsspruch, die Gnade des Königs. Ich müßte eigentlich die Frau Baronin bitten, mir nach der Stadt zu folgen — nein, nein, beruhigen Sie sich doch, gnädige Frau, zittern Sie nicht so sehr — Sie sind, ich sehe es, zu krank, um die Fahrt zu machen, ich begnüge mich bis morgen mit dem Ehrenworte des Herrn Barons, daß Sie Eltach nicht verlassen. Sie werden morgen das Weitere erfahren.“

„Ich verbürge mich!“ rief der alte Baron entschlossen.

„Ich danke Ihnen," erwiederte der Richter. „Wie schon bemerkt, bieten Sie Caution und dann appelliren Sie an die Gnade Sr. Majestät."

„Ich werde allen meinen Einfluß aufbieten," sagte der alte Baron nachdenklich, „der König nimmt vielleicht Rücksicht auf meinen Namen."

Der Richter blickte nach der bleichen Frau hinüber. „Auch auf die seltenen Motive des Vergehens; es ist ein unerhörter, ein rührender Fall, Herr Baron," sagte er bewegt.

Der alte Herr geleitete ihn zur Thür und die beiden Gatten waren allein.

Mühsam erhob sich Josefa und wankte bis zu Oswalds Sitze. „Vergieb," schluchzte sie unter einer Fluth von Thränen, „verlaß' mich nicht."

Er wich ihrer Berührung aus. „Was willst Du von mir," rief er hart, „was kann ich Dir sein, was bist Du mir? Mein Vertrauen be-

trogen, meine Ehre befleckt, mein Fehlen dem schonungslosen Spott der Menge preisgegeben, mein Kind gekennzeichnet vor der ganzen Welt, als den Helden dieses schamlosen Spieles — welch' einen Schmerz wolltest Du mir noch zufügen! Nein, o nein!" rief er, immer tiefer in Groll sich hineinredend, „es giebt kein Verzeihen, kein Vergessen, nur Haß und Verachtung, Du Lügnerin mit kecker Stirn! Diese Stunde scheidet uns auf immer, und Fluch den vergangenen, wo ich glücklich und vertrauend in Deinen Armen geruht. Wo ist Wahrheit gewesen in Deinen Schwüren und Küssen — wo die Lüge? Denn Du spielst meisterhaft."

Von all den grausamen und harten Worten hatte nur ein einziges mit furchtbarer Deutlichkeit ihrer geängstigten Seele sich eingeprägt und dies Wort hieß: scheiden! Mechanisch sprachen ihre Lippen es nach. „Ist es denn wahr, Oswald, habe ich Dich verloren?" fragte sie.

„Ich habe meine Ehre verloren und Du mich,“ entgegnete er. „Mein Gott, wie elend bin ich! Ja, geschieden sind wir und nicht durch das Gesetz, daß niemals der Wahn Dich beschleicht, ich hätte mich übereilt, daß niemals die Hoffnung Dich tröstet, meine Liebe könne wieder erstehen. Nein, mich scheidet mein eigener freier Wille, er ist gestählt durch Bitterkeit und Verachtung, stark genug, um die Hülfe des Gesetzes entbehren zu können, und meine Standhaftigkeit mag Dir beweisen, wie treu mein Gedächtniß, wie empfindlich für die Schmach es ist, die Du mir angethan. Dies freiwillige, dies fortgesetzte Lossagen von Dir soll Zeugniß ablegen, daß ich keinen Theil hatte an diesem frevelhaften Spiel; mag denn die Welt uns Beide richten.“

„Oswald, Oswald, laß Gott richten,“ bat die unglückliche Frau, „mag er Dir gnädiger sein, als Du mir, wenn je der Zweifel Dich beschleicht, daß Du mich zu hart gerichtet.“

Er hörte nicht mehr ihre letzten Worte, ihr schwacher, verhallender Schrei erreichte kaum sein Ohr, als er von dannen stürmte. Josefa blieb — sie wußte es unwiderruflich, es war Alles aus. Draußen hörte sie hin- und herlaufen, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, dazwischen unterschied sie Constantins helle Kinderstimme. Eine halbe Stunde später fuhr ein Wagen vor — Josefa wankte von Angst getrieben ans Fenster. Mäntel und Packete wurden hineingelegt, dann kam der Knabe jubelnd gesprungen — er fuhr so gern mit den raschen Braunen und dann — dann folgte Oswald mit dem alten Baron. Josefa's Herz stand still, sie wollte rufen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt, sie konnte nur hinabstarren, ohne sich zu rühren. Oswalds Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, keinen Blick warf er um sich, auf die Stätte seines einstigen Glückes, keinen Blick hinauf zu ihr, die wie in einem Zauberbann befangen blieb;

erst als die Pferde anzogen, kehrte ihr Bewegung und Willenskraft zurück. „Oswald!“ schrie sie, das Fenster öffnend, „Oswald!“

Aber der Ruf verhallte im Abendwinde — Josefa hatte ihn verloren.

Nach einer tiefen Ohnmacht, in welcher die Dienstboten sie gefunden, erwachte sie in einem heftigen Delirium. Sie war ganz allein, Niemand stand tröstend, rathend oder verzeihend an ihrem einsamen Lager, sie war verlassen von Allem, was sie beglückt.

Frau van der Meulen war durch die ihr vom Baron mitgetheilte Kunde so tief in ihrem strengen Rechtlichkeitsgefühle verwundet, daß man den Schlaganfall, der sie bald hernach traf, lediglich der Erschütterung ihres Gemüthes zuschrieb. Ihre kräftige Natur besiegte zwar die Krankheit, aber nicht den Zorn gegen Josefa, auf deren Wahrhaftigkeit sie Felsen gebaut hätte.

Vor ihr galt das Motiv zu dieser That

nichts. Frau van der Meulen war eine brave, praktische, rechtschaffene Frau, sie kannte Lüge und Wahrheit als zwei festgestellte Begriffe, aber sie wußte nichts davon, wie weit Liebe und Leidenschaft das Menschenherz hinausschleudern können aus jenen Bahnen.

So war das wiederkehrende Bewußtsein kaum eine Wohlthat für Josefa, es brachte ihr nur mit entsetzlicher Deutlichkeit ihr Elend vor Augen. Sie begegnete nur dem ängstlichen verstörten Blick der Dienstboten, sie wagte keine Frage nach denen, an die sie dachte Tag und Nacht.

Nach wenigen Wochen war Josefa soweit hergestellt, daß sie vor den, gerade in dieser Zeit zusammentretenden Assisen erscheinen konnte. Das ungeheure Aufsehen, das dieser Fall hervorgerufen hatte, zog eine Masse sowohl neugieriger, als theilnehmender Zuhörer herbei. Das Gerichtslocal war gedrängt voll, Gallerie und Tribüne dicht besetzt, Kopf an Kopf. Weder das Flüstern der

Menge, noch die feierlich ernsten Gesichter der Geschworenen konnten Josefa verwirren; der Urtheilsspruch, der sie vernichten konnte, war ja gesprochen. Aber ihr Auge suchte den unerbittlichen Richter, der sie verurtheilt hatte zu ewigem Jammer, ihr Auge suchte nur einen Strahl der früheren Liebe in seinem verdüsterten Blick, und ach, dieser Blick wandte sich von ihr.

Die Verhandlung war kurz, denn Josefa gestand ihr Vergehen unumwunden. Die Hebamme war todt, die Schauspielerin auch; es waren keine Zeugen nöthig, als Oswald. Josefa bestätigte Alles, was die Voruntersuchung ergeben hatte, sie fügte noch hinzu, daß die wahre Mutter ihr Kind auf dem Sterbebette noch einmal gesehen und gesegnet habe. Den Vorwand zu der Reise, die Josefa damals zu dem Zwecke mit dem Knaben unternommen hatte, um diese fromme Pflicht zu erfüllen, hatte ein Besuch bei einer Jugendfreundin geben müssen.

Damit war ihr Verhör beendet, dem Vertheidiger blieb es nur überlassen, die Milderungsgründe hervorzuheben. Die Rede war hinreißend und überzeugend, das Schluchzen der Frauen, das Gemurmel, das laut und lauter wurde und den Präsidenten veranlaßte, zur Ruhe aufzufordern, zeigte genugsam die Bewegung, welche das Publikum ergriffen hatte.

Josefa war die Gefaßteste von Allen. Als die Geschworenen zurückkehrten, als das Schweigen ängstlicher Erwartung auf der Versammlung lag und Aller Augen auf Josefa gerichtet waren, hing ihr Blick still und unverwandt an ihrem Gatten, und erst, als sie ihn, da das „Schuldig" gesprochen wurde, wanken und erbleichen sah, wurde sie ängstlich und unruhig. Das Urtheil lautete, in Anbetracht mildernder Umstände, auf drei Jahre Zuchthaus, und die Geschworenen empfahlen sie der Gnade des Königs.

Oswald war wie gebrochen auf seinen Sitz

zurückgesunken, und einen Augenblick wurde es warm um Josefa's Herz, wie von Hoffnung. Sie machte eine Bewegung, als ob sie zu ihm wolle, trotz der staunenden gaffenden Menge; aber der alte Baron kam ihr zuvor, er ergriff Oswalds Arm und zog ihn mit Gewalt hinweg von dem Orte, wo Hunderte ein Schauspiel erwarteten.

So ging sie denn allein, wie sie gekommen, aber begleitet von verschiedenen stürmischen Zurufen und Acclamationen, welche deutlich die Sympathie für sie bekundeten.

Im Gerichtszimmer erwartete sie ihr Vertheidiger und der Präsident, welcher ihr ankündigte, daß man ihr aus besonderer Vergünstigung gestatten werde, unter sorgfältiger Bewachung den, auf das sofort einzureichende Gnadengesuch wahrscheinlich günstig lautenden Bescheid des Königs im Hotel zu erwarten.

Schon der nächste Morgen brachte diesen

Gnadenbescheid. Sie weinte doch Dankesthränen, um Oswalds willen. Der letzte, furchtbarste Schimpf blieb seinem Namen erspart.

Wenige Tage später, als sie bereits wieder in Eltach angekommen war, weckte ein Brief ihres Mannes sie aus der gänzlichen Lethargie, in die sie versunken war. Er wiederholte ihr den Entschluß, getrennt von ihr zu leben und sagte ihr, daß er, um eine Rückkehr nach Eltach und ein peinvolles Wiedersehen zu vermeiden, die Regulirung seiner finanziellen Angelegenheiten und die Auflösung des Pachtcontracts mit Frau van der Meulen einem Rechtsanwalte übergeben habe; daß er ferner die freilich unbedeutenden Ersparnisse der letzten Jahre ihr überantworten werde. Von seinen künftigen Lebensplänen, von Constantin, dem Kinde, das in Liebe und Schmerzen doch längst das ihrige geworden, sprach er kein Wort. Josefa fühlte, daß sie kein Recht habe, Auskunft darüber zu verlangen, sie bat in ihrer

Antwort nur um sein verzeihendes Angedenken und lehnte mit sanfter Entschiedenheit jede Unterstützung eines Mannes ab, dessen Liebe und Achtung sie verloren hatte.

* *
*

Es vergingen nun Wochen der peinvollsten Ungewißheit für sie; ein Brief an Frau van der Meulen, worin der ganze Jammer ihres Herzens ausgeschüttet war, wurde nicht beantwortet, die Bekannten früherer Tage blieben fort, die Einsamkeit bei ihrem qualvollen Seelenleiden, die Unmöglichkeit, mit irgend Jemand, der ihr nahe gestanden und sie begriffen hätte, sich zu berathen oder auszusprechen, brachte sie einer vollständigen Melancholie nahe.

Endlich kam Siegmund und mit ihm wenigstens die Entscheidung ihres äußeren Schicksals. War es ihr zu verargen, daß sie, verlassen von allen Menschen, dankbar und hülfesuchend dem

einzigen Wesen sich in die Arme warf, das zu ihr trat in diesem Elend?

Er war weder mild noch gütig mit ihr, aber er sprach doch zu ihr, sprach von ihrem Schicksal, von der Zukunft, nannte Oswalds' Namen. Thränen und Worte erleichterten ihr gepreßtes Herz — eine Menschenseele hatte doch ihrer gedacht auf dem weiten Erdenrund.

Aber man mußte so tief unglücklich sein, wie diese Frau, so ganz verlassen und hoffnungslos, um es nicht zu fühlen, wie herbe und schonungslos Siegmund auftrat. Ihre Gunst war ihm nicht mehr nöthig für den Besitz von Eltach, im Gegentheil, sie, die Ausgestoßene, würde dermaleinst ein Geschöpf seiner Gnade werden und die bleiche, abgehärmte Frau hatte keinen Reiz für ihn, wie einst das frohe, schöne Mädchen.

Indessen nahm er sich thätig der Geschäfte an, um scheinbar in Frau Barbara's und selbst

in Josefa's Interesse Ordnung in die Gutsverhältnisse zu bringen.

Was und ob überhaupt Josefa etwas an väterlichem Vermögen besessen, war schwer zu ermitteln, denn ihr Vater, in der sicheren Voraussetzung, seiner Tochter das Gut als Besitzthum zu hinterlassen, hatte alle Ueberschüsse wieder zur Verbesserung desselben angewandt. Siegmund, mit unumschränkten Vollmachten versehen, bot ihr, um allen Zweifeln gerecht zu werden, in Frau Barbara's Namen eine höchst bescheidene Rente für Lebenszeit, welche der jeweilige Besitzer des Gutes zu zahlen habe, und Josefa nahm diesen Vorschlag wie eine Wohlthat an. So sehr früher Siegmund gegen den Besitz des Gutes geeifert hatte, so ernstlich drang er jetzt, wo das Hüttenwerk damit verbunden war und er selbst die gegründetste Aussicht hatte, dermaleinst der Besitzer zu werden, auf das Fortbestehen des Etablissements. Wer stand ihm fernerhin im Wege? Josefa,

kinderlos und dazu belastet mit Frau Barbara's schwerstem Zorn, Josefa konnte die Erbin nicht mehr sein; und Paul war fern, eine Abwesenheit von neunzehn Jahren hatte seinen Durst nach Thaten und Abenteuern nicht löschen können, derselbe war doch mächtiger gewesen, als das Heimweh, das dann und wann aus seinen Briefen sprach. Er hatte Griechenland verlassen, um in Spanien neue Lorbeern zu ernten; unter Zumala Carreguy's Fahnen hatte er gefochten wie ein Held und war bewundert wie ein Held. Bei Bilbao auf den Tod verwundet, hatte er seinen Abschied nehmen müssen, und seitdem kränkelte er an einem so bedenklichen Brustleiden, daß er den schönen Süden nicht mit dem kalten Klima seiner Heimath zu vertauschen wagte. Und warum auch? Siegmund rieth ihm in ängstlicher Bruderliebe selbst von einer Rückkehr ab, die Gefahren für seine leidende Gesundheit bot, um so mehr, da Paul dort drüben reichlichen Ersatz gefunden hatte.

Ein schönes Mädchen, voll glühender Begeisterung für die Sache, der er diente, und noch glühenderer Liebe für ihn selbst, war seit drei Jahren seine Gattin und unablässig bemüht, ihn die Heimath vergessen zu lassen. Die Ehe war bis jetzt kinderlos, und wenn Paul nicht mehr heimkehrte, so würde Frau Barbara für die junge Wittwe, die sie nicht gesehen, zu wenig Interesse haben, um dieselbe Siegmund und dessen Kindern als Erbin vorzuziehen.

Was Josefa anbetraf, so gestattete man ihr, in Eltach weiter zu leben, oder richtiger gesagt, die Familie verbannte sie dorthin, denn Frau Barbara wollte sie nicht wiedersehen. Die alten Dienstboten des Hauses wurden, nun Alles auf Frau van der Meulens eigene Rechnung verwaltet wurde, theils gewechselt, theils entlassen, und Josefa, schweigend und theilnahmlos, verstand nicht, sich die Anhänglichkeit der neuen zu erwerben. Sie begegnete, statt der respectvollen Aufmerksam-

keit, die sie gewohnt gewesen, mürrischen und unfreundlichen Gesichtern, manchmal sogar schlechtverhehlter Geringschätzung. Sie war ja nicht mehr die Herrin, deren Güte Alles pries, sie war diesen Menschen nichts als eine Verbrecherin, die nur die Gnade des Königs vor dem Zuchthause errettet hatte.

Zu ihrem eigenen Heile indeß nahm Josefa diese fortgesetzte Verletzung voll Demuth und Geduld für eine gerechte Strafe, wenn sie sich erinnerte, daß neben aller Großmuth doch auch die selbstsüchtige Angst, Oswalds Liebe mit einer Andern theilen zu müssen, sie zu dem Schrittte verleitet hatte, der so viel Kummer und Herzeleid über eine ganze Familie brachte.

So blieben denn Siegmunds Besuche, so kurz sie immer waren, und so kühl und verletzend sein Ton, doch Lichtpunkte ihres freudenlosen Lebens. Er konnte ihr dann und wann Auskunft geben über Oswald und den kleinen Constantin, und so

spärlich diese Berichte auch sein mochten, Josefa's verschmachtende Seele sog sie begierig ein.

Die Verwendung des alten Barons und vieler Standesgenossen, mehr wohl noch das eigene Interesse, das man allerhöchsten Ortes an diesem traurigen Vorfalle nahm, hatte den König bewogen, Oswald den Rücktritt in die Staatscarriere, welche er bei seines Schwiegervaters Tode aufgegeben hatte, zu gestatten. In besonderer Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse wurde er in eine entfernte Provinz des Landes versetzt, und lebte dort, wie Siegmund erfahren hatte, völlig menschenscheu und verdüstert, nur seinen Geschäften. Seine Geschichte war ihm weit vorausgeeilt; er war der Gegenstand der allgemeinen Neugier und Aufmerksamkeit, aber die Schroffheit, mit welcher er unbefugte Blicke und noch unbefugtere Fragen zurückwies, die sein verwundetes Gemüth schmerzlich berührten, machten ihn unbeliebt und isolirten ihn gänzlich. Sein Kind hatte

er nicht bei sich; so sehr einst sein Herz an demselben gehangen hatte voll Liebe und Stolz, jetzt, wo es ihm als die Ursache all des Jammers und der Schande erschien, in der sein Glück untergegangen war, hatte er fast Abneigung gegen den Knaben gefaßt. Das Kind seiner Sünde und seines Leichtsinns sollte durch seine Gegenwart nicht immer und immer wieder die spöttischen Blicke und herben Bemerkungen voll Entrüstung und Tadel wachrufen, unter denen sein Stolz so unsäglich litt — sie sollten vergessen werden von der Welt; er und das Kind und Josefa!

Auch sie! Ob er ihrer gedachte, deren Liebe so groß war, daß dieselbe zur Sünde ward? Wohl klagte er sich an in seinem Herzen, aber die furchtbaren Folgen, die Josefa's unbedachtsame Leidenschaftlichkeit gehabt hatte, überwogen doch seine Reue. Der stolze Mann konnte den tiefen Fall nicht verschmerzen. Seine Schuld war schonungslos der Welt enthüllt, sein Kind dem

Dunkel entrissen, um den Makel seiner Geburt aller Welt zu offenbaren, und der schmähliche Verdacht rege gemacht, daß Oswald dem Betruge nicht fremd gewesen sei, der seine bedürftigen Vettern einer Erbschaft beraubte, um sie dem eigenen Kinde unrechtmäßiger Weise zuzuwenden.

Und dieser Verdacht drückte Oswald am tiefsten — ein solches Beginnen, das Josefa sich gar nicht klar gemacht hatte, würde seinem durchaus redlichen Sinn widerstrebt haben. Aber Josefa, das hatte sie sattsam bewiesen, war die Frau, die seine Schuld mit ihrer Liebe zuzudecken wußte, und deshalb mußte er um so mehr sich lossagen von ihr, um zu beweisen, daß keinerlei Gemeinschaft bei diesem Spiele zwischen ihnen bestanden hatte, daß er wirklich der Betrogene war. Den alten Baron wußte er zu bewegen, schon bei Lebzeiten ein Majorat zu Gunsten der jüngeren Linie Eltach zu stiften, und erst nach diesen Schritten, die allerdings bei seinen Lehensvettern

die Anerkennung und das Vertrauen in seine Uneigennützigkeit wiederhergestellt hatten, brach er den Verkehr mit der Welt und selbst mit seinem Onkel ab und lebte einsiedlerisch nur seinem Berufe. Die strengste Einfachheit zeichnete sein Leben aus, sein geringer Gehalt reichte für seine Bedürfnisse hin, die Ersparnisse, welche Josefa verschmäht hatte, bestritten die Erziehung des kleinen Constantin, der zu einem Prediger in Pflege gegeben war. So war diese glückliche Familie auseinandergerissen, vereinsamt Alle, die einander geliebt — am einsamsten das liebeverwöhnte Kind. Und nur eine Zeit lang beschäftigte auch die Welt sich mit ihnen; die Fluth neuer Ereignisse ging über die traurige Geschichte und die traurigen Herzen — sie waren vergessen!

XII.

Die Verwaltung des Gutes und der Betrieb des Hüttenwerks in Eltach ging unterdessen unter Siegmunds Leitung seinen, wie es schien, geregelten Gang. Er war fast mehr in Eltach als daheim, man sah ihm die Lust und das Interesse an, das er an dem jeden Tag sich glänzender entfaltenden Unternehmen hatte. Auch hier führte er, seinem hochstrebenden und kühnen Geiste gemäß, Erweiterungen und Verbesserungen ein, er machte bedeutende Anleihen, welche die neuen kostspieligen Einrichtungen decken mußten und fand auch, wenigstens fürs Erste, Glauben und Vertrauen in seine Dispositionen. Ob das Alles Frau Barbara angenehm war, darnach konnte in

diesem Augenblicke nicht gefragt werden. Von dem weitläufigen Geschäftsbetriebe verstand sie nichts; sie war eben ganz in Siegmunds Hand. Sprach sie auch von Verkauf, so mußte sie doch zugeben, daß ein günstiges Gebot abgewartet werden mußte, und Siegmund sorgte, daß ihr ein solches nie vor Augen oder zu Ohren kam. Und dazu wurde Frau Barbara, über deren Haupt nun achtzig Jahre mit ihren Sorgen und Stürmen hingezogen waren, theilnahmlos im Verhältniß zu der einstigen Rührigkeit, zu stumpf und alt, um noch Antheil zu nehmen an dem Neuen und Fremden, das nicht in ihre Erinnerungen hineinpaßte. Denn selbst diese wurden unklarer von Tag zu Tag; deutlich und scharf erblickte ihr Geist, wie das Auge des Schwachsichtigen, nur, was in weiter Ferne lag, das Naheliegende verschwamm in Nebel. Und unter Allem, was ihr lieb und werth war aus ihrem vergangenen Leben, war ihr Pauls Bild das Theuerste. Was ihn betraf, das

wußte sie Alles, ihr Geist hatte ja immer und immer sich damit beschäftigt, ihre Liebe zu ihm war nicht, wie bei Josefa, durch entsetzliche Vorgänge erschüttert, ihre Erinnerung an ihn war klar und ungetrübt geblieben. Sie wußte, warum er gegangen war, daß er von Gefahren umringt in einem fremden Lande, unter fremden Menschen sei, sie wußte es deutlich, er war vom Vater verstoßen und vom Bruder vergessen. Aber sie hatte seiner gedacht, sie hatte seiner Wiederkehr gehofft, seit das erste Wort der Sehnsucht laut wurde in seinen Briefen, ja zuletzt, seit ihre Vorstellungen unklarer geworden waren, hatte sie mit einer rührenden Zuversicht ihn täglich erwartet und voll Geduld immer die Täuschung des vorhergehenden Tages vergessen.

Und endlich wurde es belohnt, dies treue Hoffen; ein bleicher, früh gealterter Mann, mit einer schönen Frau an der Hand, trat eines Tages in das einsame Wittwenstübchen der Tante,

und ehe ihre alten, müden Augen ihn noch recht erschaut, hatte ihn ihr Herz schon erkannt. Sie war weder erschrocken noch verwundert, daß er nun da sei; die Zeit seiner Abwesenheit, obschon es zwanzig Jahre waren, erschien ihr wie von gestern auf heute. Sie sah auch nicht, wie bleich und krank und abgespannt er war — sie wußte, es war Paul und er war nun wieder da.

In der Erinnerung hatte er ihr zwar noch lebendiger gelebt, als in der Gegenwart; die fremde junge Frau, deren Sprache sie nicht verstand, störte sie, sie begnügte sich bald mit der Gewißheit: der Paul ist da, und lebte wie früher in einer längst vergangenen Zeit.

Auch Paul war die Heimath fremder geworden, die Heimath, die diesen Namen für ihn kaum verdient, und nach der doch eine unstillbare Sehnsucht sein Herz erfaßt hatte. Des Vaters Stimme war verstummt, die Tante zum Kinde geworden und Siegmund erschien ihm in seiner Würde als

Chef des Hauses und Familienvater ein Anderer geworden. Nun jeder der Brüder seine eigene Stellung sich gegründet hatte, aus eigener Kraft und Anschauung, trat die Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Denkungsart viel schärfer hervor, als in jüngeren Jahren, wo wenigstens der Genuß ein gemeinschaftliches Ziel für sie war.

Trotz dieser Verschiedenheit jedoch, die sich zeigte, war in ihrem Verhältnisse zu einander die größte Einigkeit bemerkbar und Siegmund war beflissener, das für alle Welt anschaulich zu machen, als Paul.

Vielleicht hatte diese augenfällige Aufmerksamkeit des älteren Bruders seinen Grund in den Pflichten der Gastfreundschaft, vielleicht in Pauls körperlichem Zustande, gegen dessen Schwäche und Hinfälligkeit Siegmund die Augen nicht verschließen konnte. Der unglückliche Schuß, welcher Pauls Lungen gestreift hatte, blieb in seinen Folgen unheilbar; die Sehnsucht und das Drängen nach

dem Vaterlande war wohl nur der Wunsch, in heimathlicher Erde zu ruhen.

Seine Gattin war ihm gefolgt mit all der Energie, die eine Spanierin entwickelt, sobald ihre Gefühle in Frage kommen, und das Leben dieser Frau beherrschte ein Einziges: Die Liebe zu ihrem Gatten. Seine Gesundheit war mit seiner Heimath nicht zurückgekehrt, Manuela's Leben war vom ersten Tage ihrer Ehe an ein Leben der Pflege und Sorge und Mühe um ihren Mann. Wohl kamen dazwischen Tage der Hoffnung, wo er Muth und Freudigkeit zum Leben hatte und erweckte, aber es kamen auch Rückfälle — die Krankheit ging mit langsamen Schritten ihren verheerenden Weg. Gleichzeitig, wie ihm die Kräfte schwanden, erloschen die Flammen des Krieges — ein tief ruhebedürftiges Gefühl machte sich geltend bei ihm. Die Heimath, die Heimath, das war sein Drängen vom Morgen bis zum Abend, man sah ihm die Angst an, er würde sie nicht wiedersehen.

Nach dreijähriger Ehe hatte seine Frau endlich die Hoffnung, Mutter zu werden und die Strapazen einer langen und beschwerlichen Reise, die für ihren Zustand zu fürchten waren, hätten ihn seinen Plan fast noch einmal aufgeben lassen. Aber die Frau bestand darauf mit einem Eifer, als wohne das Heimweh in ihrer eigenen Brust. Sie stellte ihm vor, daß sie nicht im Stande sein würde, ihn später mit einem kleinen Kinde zu begleiten; sie malte ihm aus, wie hübsch es sein würde, wenn seines Kindes Wiege an dem Orte einen Platz fände, wo einst die seinige gestanden — und er sah ihre lächelnden Lippen und glaubte Alles, ach so gern!

So kamen sie an in der Heimath und Manuela versuchte aufrichtig, sie zu lieben als die ihrige. Ihr schönes, warmes Spanien war es nicht, dieses Land; auch die Menschen standen fern und kalt zu ihr, schon die fremde Sprache, die hart in ihren Ohren klang, trennte sie. Aber

sie fühlte von alle dem sich nicht bedrückt, sie hatte ja ihren Mann und er ersetzte ihr Alles, Freunde, Vaterland und Vaterhaus. Seine Pflege nahm sie überdies ganz in Anspruch, die lange Reise hatte seine letzten Kräfte erschöpft.

Was ihre eigene Person betraf, so dachte sie wenig an sich; die Stütze und freundlichen Rathschläge, die eine Frau in ihrer Lage so gern von einer Frau empfängt, wurden ihr von der Schwägerin nicht zu Theil; Frau Louise Vorbeck war zu gleichgültig und unachtsam, um ein so natürliches Bedürfniß herauszufühlen, zu schwerfälligen Geistes, um mit ihren Gedanken über das täglich Vorkommende hinauszugehen und Frau van der Meulen war geistig und körperlich schwach. Aber weder dem Glück noch der Gefahr dieser Stunde sah Manuela voll Aufregung entgegen; ihr Auge hing nur an dem Manne, den sie so über alle Maßen liebte, der bleicher und kränker wurde von Tag zu Tag, nun die Sehnsucht ihn

nicht mehr aufrecht hielt. Es war ein wehmüthiges Zusammensein, der Druck des Scheidens lag auf jeder Brust, selbst Siegmunds gewandtes Wesen wußte den Alp nicht zu bannen.

Was die Unbehaglichkeit des Kranken erhöhte, war der ungestillte Wunsch, Josefa, die Gefährtin seiner Jugend, im Familienkreise zu sehen. Auch wenn sie ihm einst nicht so schwesterlich nahe gestanden hätte, würde ihr trauriges Schicksal ihn mit Theilnahme erfüllt haben; ein Charakter, wie der seinige, konnte so vollkommen und lebendig die Versuchung begreifen, der Josefa erlegen war. Auf ihre schwesterliche Liebe und Fürsorge hatte er seine Gattin hauptsächlich verwiesen und vertröstet, als sie ihm in die neue unbekannte Heimath folgte, und je näher der Augenblick kam, wo Manuela weiblicher Theilnahme bedurfte, je schmerzlicher vermißte er jede liebevolle Stütze für sie. Daneben widerstrebte es seiner angeborenen Güte, wie seinem Gerechtigkeitssinne, Josefa

schonungslos mit dem Verstande zu richten, wo sein Herz sie frei sprach — seine Achtung und seine Zuneigung sollte sie wenigstens nicht entbehren. Die Ahnung, daß ihm nicht lange Zeit vergönnt sei, der Armen diesen ersten und einzigen Trost ihres verkümmerten Lebens zu reichen, bewog ihn, aller offen ausgesprochenen Verwunderungen des Bruders zum Trotz, die warmen Sommertage zu einer Reise und einem Aufenthalt in Eltach zu benutzen, von welch letzterem er überdies sich einen günstigen Erfolg für seinen Gesundheitszustand versprach. Tante Barbara's Groll zu besänftigen, was für ihn nicht in der Unmöglichkeit lag, wollte er kluger Weise verschieben, bis er selbst Josefa gesprochen und der alten Frau aus eigener Anschauung, und damit um so wirksamer und unwiderlegbarer berichten zu können. Er war zu klug und zu rücksichtsvoll, um in diesem Falle unbedingt der Stimme seines Herzens zu folgen; er konnte Siegmund nicht

nöthigen, Gastfreundschaft an einer Frau zu üben, der derselbe vorzüglich in Frau Barbara's Gegenwart stets so schonungslos den Stab brach. Er konnte auch nicht wissen, ob und wie Josefa sich verändert habe und ihm selbst vielleicht fremd und unverstanden gegenüberstehen würde, und alle diese Bedenken und Zweifel veranlaßten ihn, die schwergeprüfte Frau nicht aus ihrem traurigen Asyl heraus zu einem noch viel traurigeren Besuche zu locken.

So kam er denn an einem schönen Sommerabend mit seiner Frau in Eltach an und stand unangemeldet und unerwartet vor Josefa, die nichts von seiner Ankunft in Deutschland wußte.

Was sollen wir sagen von diesem Wiedersehen — ihre ganze Geschichte, das Bekenntniß, die Reue und Abbitte ihres Vergehens lag in den stummen Thränen, womit sie an seinem Halse hing; die ganze Zusage seines brüderlichen Schutzes, seiner männlichen Vertretung in der ernsten Lieb-

kosung, womit er reich und zärtlich ihre bleichen Wangen streichelte, wie die eines Kindes.

„Weißt Du es denn auch, Paul?“ das war Alles, was sie, das thränenfeuchte Gesicht von seiner Schulter wieder emporrichtend, schüchtern zu sagen wagte.

Und statt aller Antwort faßte er seine junge, unschuldige Frau bei der Hand und legte sie Josefa in die Arme.

So ohne alle schönen Worte und Betheuerungen, wie dieser Bund geschlossen war, so bindend, bis über das Grab hinaus, wurde er für Josefa's ganzes Leben. Langsam richtete ihr gebeugtes Gemüth an dieser Freundschaft, die wie eine Himmelsgabe in ihre Verlassenheit gefallen, sich auf, und kräftiger und getrösteter und ergebener werdend, konnte sie in ihrer Hingebung und Dankbarkeit den beiden Gatten dafür die Stütze bieten, deren sie an dem Scheidewege ihres Lebens so sehr bedurften. Josefa's durch das

Unglück geläuterter Geist hatte nur dieser geringen Erhebung bedurft, um ihren Pflichteifer zu erwecken, und dadurch ihrem Leben einen nie gekannten Halt zu geben. Endlich, endlich hatte sie sich zu Gott und seinem Troste geflüchtet und erkannt, daß ihr Lieben — Irren, ihre Demuth — Selbstsucht war. Bis jetzt hatte sie nur die Leidenschaften des eigenen Herzens gekannt und gehört; Alles, was sie gethan und geopfert, war geschehen, um die unbezwingliche und unerschöpfliche Neigung zu dem einen Einzigen zu stillen, und dafür die seinige ungetheilt, mit jedem Athemzuge und jedem Gedanken zu besitzen; und dies ausschließliche Gefühl, das ihr Leben beherrscht, hatte viel Gutes sonst in ihr schlummern lassen und manche Thorheit geweckt. Jetzt endlich lernte sie lieben und sich hingeben, ohne dieser verzehrenden Leidenschaft zu dienen, und in dem Dankeslächeln, das sie erwarb, in dem ruhigen Frieden, der nach so segensreichem Lieben und Schaffen ihr verwaistes Herz

erfüllte, empfand sie einen Trost und eine Erhebung, die ihr bis jetzt in ihrem tiefen Leide gemangelt hatte. Selbst ihres Kindes, wie ihr Herz es noch immer nannte, ob auch die Welt ihr die Berechtigung dazu abgesprochen hatte, gedachte sie stiller und inniger, sie fühlte, daß sie es lieben könne nicht allein um Oswalds willen. Oswald — immer gedachte sie ja sein voll Reue und Sehnsucht; aber es war nicht diese glühende, verzehrende Leidenschaft, die ihr Leben versengt hatte, da es in schönster Blüthe noch stand; die Entsagung und Ergebung, in der diese Liebe fortan athmen mußte, gab ihr die Kraft zu der sittlichen Erhebung, der Selbstverleugnung und treuen Hingebung, welche eine so tiefsinnige Beziehung zwischen ihr und der schönen Spanierin entwickelten. Es hob Josefa in ihren eigenen Augen, daß diese reine Weiblichkeit sich nicht abwandte von ihr, der Schuldigen, es rührte und beschämte sie, daß die junge Frau in ihrer Mütter-

lichkeit gerade Theilnahme suchte für Gefühle, mit welchen Josefa, streng genommen, gespielt, und die sie doch so tief begriffen hatte. Heiße Dankbarkeit für so viel Größe und Milde und eine aufrichtige Bewunderung fesselte Josefa an die schöne Spanierin, und willig und vertrauend nahm Manuela die schwesterliche Liebe der Schwergeprüften auf, die ein so viel zarteres Verständniß für all die kleinen Wünsche und Bedürfnisse und Gewohnheiten der Fremden zeigte, als Siegmunds Frau.

Denn Josefa ließ sich nicht täuschen; sie erblickte auf Manuela's lächelnden Lippen die Sorge, sie schaute tief auf dem Grunde ihrer leuchtenden Augen die Thränen, die der bewundernde Blick des Gatten nicht sah, sie fühlte vorahnend all das unermeßliche Weh, das tiefe Verlassensein, das über die Arme hereinbrechen mußte. Denn wenn sie sich geschlossen hatten, die Augen, an deren Glanz das Leben dieser Frau hing, so

würde kein Blick der Liebe mehr auf ihr ruhen, kein Wort wahren Trostes ihr Ohr erreichen, wenn sie nicht bei ihr blieb. Der Gedanke daran durchschlich fröstelnd Josefa's Herz; wer kannte die Verlassenheit wie sie? Nein, sie wollte nicht weichen und wanken, wenn man sie nicht gehen hieß, sondern den Trost festhalten, den der Himmel ihr gab, die Frau zu lieben und zu stützen. Sie fühlte, daß hier die Gelegenheit sei, sich selbst vergessend, den Irrthum ihrer Leidenschaft zu sühnen.

Es waren Wochen vergangen und noch immer sprach Paul, trotz seiner abnehmenden Kräfte, nicht davon, Eltach zu verlassen und in der Stadt die stete Nähe eines Arztes zu suchen; er fühlte mit trauriger Ueberzeugung, daß keine Heilung, nicht einmal ein Aufschub für ihn mehr zu erwarten stand. Die ersten Herbststürme brausten über das Land und der eisige Hauch, der fröstelnd durch die Glieder der Spanierin zog, traf auch

ihr Herz. Es war an einem unfreundlichen Octobertage, als Paul sein junges Weib zu sich heran an das Sopha winkte, das er schon mehrere Tage nicht verlassen hatte.

„Hörst Du den Wind, Manuela?“ fragte er, ihre Hand ergreifend. „Es ist kalt hier und traurig — traurig für Dich! In Spanien blauer Himmel und Sonnenschein und junge, glühende Liebe — hier düstere Wolken, kahle, vom Sturm entblätterte Bäume und ein Grab! Wie traurig, Manuela! Ich behielt nicht die Zeit, Dich meine Heimath lieben zu lehren, Dich zu überzeugen, daß sie dennoch schön ist! Und Du wirst es nicht glauben, auch wenn Du sie im Frühlingsschmucke erblickst — weil Du sie allein sehen wirst!“

„Die junge Frau nahm sich gewaltsam zusammen, nur ein leises Zittern wurde in ihrer Stimme bemerkbar. „Ich höre den Wind nicht, Paul, und sehe nicht die trüben Wolken, ich sehe

Dich! Die Welt ist überall schön, wo wir zusammen sind."

Er fuhr gedankenvoll mit der müden Hand über ihr weiches schwarzes Haar, das er so sehr liebte. „Aber bald bist Du allein, Manuela, allein und fremd in einem fremden Lande. Ich hätte das bedenken sollen. Du wirst nach Spanien zurückgehen mit unserm Kinde, nach Deinem schönen, sonnigen Spanien, wenn ich todt sein werde. Ich werde das Kind nicht sehen — ich fühle es, Manuela, die Zeit wird zu kurz. Alle Liebe und alles Glück wirst Du ihm geben müssen, wie Du es seinem Vater auch gegeben hast. Aber ich möchte ihm wenigstens eine freundliche Heimath sichern; meine Grabstätte, wo es statt des Lächelns nur der Mutter Thränen sieht, soll es nicht sein."

Bis jetzt hatte die junge Frau sich standhaft gehalten, bei seinen letzten Worten beugte sie ihr

Haupt auf sein Lager und brach in leises, vergeblich unterdrücktes Schluchzen aus.

„Sei stark, Manuela," bat er, „es geht vorüber, wie aller Schmerz und alles Glück auf Erden."

Sie war nicht fähig zu antworten, sie schüttelte in wortloser Verzweiflung nur stumm das Haupt. Auch der Mann schwieg; es folgte eine lange Pause, in welcher man nur Manuela's Schluchzen hörte. Aber endlich schien das Schweigen sie zu ängstigen; wie ein jäher Schreck fuhr es durch ihre Glieder, und sie richtete ihr Haupt aus den Kissen auf, um in Pauls Gesicht zu schauen. Er bemerkte es; „ich bin so müde," sagte er, „laß mich schlafen, nur wenige Augenblicke."

Mit unsäglicher Angst schaute Manuela in seine plötzlich veränderten Züge, wie gebannt ruhten ihre Blicke darauf und hingen an seinen Augen, die langsam und müde sich schlossen. Sie hielt ihn in ihren Armen, er schlief wirklich,

sie fühlte deutlich seinen leisen Athem an ihrer Wange.

Es blieb eine Zeit lang ganz still im Zimmer; Josefa, die entfernt am Fenster saß, und bange den eigenen Gedanken nachhing, regte sich nicht, und die junge Frau knieete unbeweglich neben dem Sopha und hielt ihren Gatten in den Armen. Aber plötzlich zuckte sie zusammen — der leise Athem an ihrer Wange hatte aufgehört. Mit einem Schrei der Verzweiflung fuhr sie empor, so herzzerreißend, daß Josefa fast die Füße den Dienst versagten, um herzueilend die Verlassene in ihren Armen aufzufangen. Ja, sie war verlassen — er war von ihr gegangen, so still, daß sie sein Scheiden nicht einmal bemerkt hatte.

Alle ihre lang und mühsam behauptete Fassung brach in dieser einen Stunde zusammen; der, um dessentwillen allein sie mit übernatürlicher Anstrengung sich beherrscht hatte, war nicht mehr da. Für wen sollte sie es fortsetzen, dies grausame

Spiel, bei dem ihr Herz still und lautlos sich verblutet hatte — rückhaltslos brach der tiefe Jammer hervor.

Es lag allein Josefa ob, mit äußerer Fassung und Besonnenheit die nöthigen Anordnungen zu treffen, und sie that das mit einer Selbstbeherrschung, die es nicht verrieth, wie das traurige Schicksal der jungen Wittwe alle Wunden der eigenen Brust mit schmerzhaftem Weh berührte. Wie war ihr Loos so ähnlich gefallen, ach und doch so verschieden! Manuela war zurückgeblieben mit der vollen, reichen Liebe, mit dem heißen Segen ihres Gatten, sie schied für eine Spanne Zeit der Wille Gottes, und in dieser Zeit gab er ihr an ihrem Kinde Trost und Ersatz. Josefa war verlassen von den Lebenden und das Gebot, das sie schied, war sein unbeugsamer Wille, war Bitterkeit und Verachtung und keines Kindes Lächeln trocknete ihre Thränen ab.

Aber sie hatte jetzt gelernt, an Andere zu

denken, statt an sich; sie theilte Siegmund schleunig die Trauerkunde mit und bat ihn, rasch zu kommen, um mit seiner Schwägerin, als deren einziger und natürlicher Schutz, das Fernere zu berathen.

Siegmund leistete diesem Rufe auf der Stelle Folge und Josefa fand ihn so gefaßt und überlegt, wie sie dies an ihm gewohnt war. Sein erster Vorschlag, sobald der Todte zur Ruhe bestattet war, lautete dahin, daß Manuela, sobald als möglich, nach seinem eigenen Wohnorte unter den Schutz und die Pflege seiner Frau gebracht werde, da es, wie er ziemlich schonungslos andeutete, ein Hohn für die heilige Bestimmung sein würde, der Manuela entgegenging, wenn man sie einer Frau überlassen würde, die von dem Mutterberufe und seinen süßen Gefühlen keine andere Erfahrung habe, als die der Heuchelei.

Gleichgültig und willenlos fügte Manuela sich, demüthig Josefa in einen Vorschlag, der

mehr einer ausgesprochenen Anordnung glich; erst als die beiden Frauen getrennt waren, fühlten Beide, was sie aufgegeben hatten. Josefa's tiefes Verständniß für einen Schmerz, der dem ihrigen in mancher Beziehung so sehr glich, gab ihr auch die richtigen Trostesworte, oder die schweigende Theilnahme, wie es das aufgeregte Gemüth der Spanierin gerade bedurfte; sie war die Einzige, die die Ausbrüche tiefen Jammers zu sänftigen verstand. Nun aber fehlte das milde Wort, dem Manuela vertraute, und dem sie zu folgen bemüht war, weil ihr Gatte sie vertrauend darauf verwiesen, und zügellos brach der Schmerz in wilden, verzweifelten Worten sich Bahn.

Erschrocken und beängstigt zog Siegmunds ruhige phlegmatische Frau sich zurück vor diesen Ausbrüchen der Leidenschaft; verschüchtert und unwillig starrte Frau Barbara, die es wirklich empfunden und begriffen hatte, daß ihr Liebling gestorben war, auf diesen wilden, unverstandenen

Schmerz. Auch Siegmunds Glätte und Gewandtheit reichte hier nicht aus, hier war ein Herz nöthig, wahres, tiefes Gefühl; der kluge Mann fühlte verwundert, daß es schwierige Lagen im Leben giebt, für die alle Klugheit der Welt nicht ausreicht. Jeden Trost, jede Annäherung verschmähend, zeigte sie gegen Siegmund, zu dem sie niemals ein rechtes Herz hatte fassen können, offenen Widerwillen und jene Scheu, welche der Instinkt einer reinen Natur dem Raffinement der Schlauheit gegenüber ist.

Bei ihrer Reizbarkeit, bei der Schwierigkeit, sie zu verstehen, wo Josefa ihre Wünsche und Bedürfnisse fast errathen hatte, blieb nichts übrig, als ihrer oft und dringend ausgesprochenen Sehnsucht zu genügen und sie nach Eltach zurückzubringen. Zu der Zeit ihrer Entbindung sollte Frau Louise Borbeck ihr zur Seite stehen; Siegmund vergaß nicht, mit diesem Act einer scheinbaren Nothwendigkeit Frau Barbara's schwächer

werdendes Gedächtniß für Josefa's Schuld aufzufrischen und damit jedes Hinderniß hinwegzuschieben, das sich noch mit Frau Barbara's Verzeihung zwischen die ersehnte Erbschaft stellen konnte.

So kam Manuela wieder in Eltach an, und wirklich gelang es Josefa's mildem klaren Wort, der unglücklichen Frau dann und wann einen Halt und einen Ruhepunkt zu geben. Josefa wurde, den Gefühlen der Liebe folgend, die bei ihr das edlere Motiv zu ihrer folgenschweren That gewesen war, nicht müde, zu ihr von dem Kinde zu sprechen, das ja Pauls Kind war und der einsamen Mutter ein lebendiger Gruß seiner Liebe werden würde.

Sie stellte Manuela vor, daß ihre Pflichten für den Gatten nicht mit in die Gruft gesenkt seien, sondern daß sie voll verdoppelter Treue auf sein Kind gerichtet sein müßten, welches er ruhig und vertrauend ihrer Hut empfohlen habe und

welches er einst von ihr zurückfordern werde, und dies mahnende Wort der Pflicht für ihn, ein Wort, dessen Klang Manuela, so lange ihr Mann lebte, wenn auch schon mit brechendem Herzen und schwindenden Kräften gefolgt war, riß auch jetzt oft ihren Geist maschinenmäßig wieder empor aus der tiefen Abspannung und Ermüdung, die sich seiner bemächtigt hatte.

Freilich nicht immer war sie diesem Rufe zugänglich, manchmal nahm die Leidenschaft ihres Schmerzes, der, zu lange eingedämmt, nun ihre ganze Seele überfluthete, einen so Besorgniß erregenden Charakter an, daß alles Ernstes eine Gemüthskrankheit zu befürchten war und Josefa alle Stärke ihres Willens zu Hülfe nehmen mußte, um sich Tag und Nacht wachsam auf ihrem Posten zu erhalten. Nichts konnte ihre treue Geduld und Ausdauer ermüden, selbst die Nachricht, daß Frau Barbara, alt und lebensmüde, entschlafen sei, ohne ein Wort der Verzeihung

oder auch nur der Erinnerung für sie, den einstigen Liebling, zurückgelassen zu haben, konnte sie zwar betrüben, aber nicht ihrer Pflicht entziehen.

Ja, sie war eingeschlafen, die alte Frau, in dem Hause, in welchem sie zweiundachtzig Jahre gelebt und in dem sie doch ohne Freude geblieben war. Das einzige Herz, das sie liebte, hatte sie von sich gestoßen in unversöhnlicher Härte und dann im Stumpfsinn vergessen. So unbemerkt und spurlos nun auch ihre letzten Lebenstage in Siegmunds Hause dahingegangen waren, eine so große Aufregung brachte doch ihr Scheiden hervor. Frau Barbara hatte nämlich ein Testament hinterlassen, und dies Testament, abgefaßt zu einer Zeit völliger Geistesklarheit, sogleich nach Josefa's Verurtheilung und Begnadigung, war in einem ganz anderen Sinne abgefaßt, als Siegmunds schlaue Berechnung das vorbereitet hatte. Sie hatte ihr sämmtliches Hab und Gut ihrem Lieblingsneffen Paul Vorbeck vermacht, „zum Ersatz“,

wie da geschrieben stand, für das Unrecht, das ein harter Vater, und für den Raub, den ein unnatürlicher Bruder an ihm verübt habe; zur Mahnung für Josefa an den Fehltritt, womit sie die Achtung der Welt und die mütterliche Liebe ihrer treuesten Freundin verscherzt hat.

Aber Paul Borbeck war todt — der Reichthum der alten Frau konnte ihm nicht mehr zu Theil werden, ihr Vermächtniß erntete keine Dankbarkeit mehr, sondern es erregte Bitterkeit bei Siegmund und Wehmuth bei Josefa. Indessen ließ sich an dem klar und bündig abgefaßten Testamente, das auch Josefa's kleine Rente noch einmal festsetzte, nichts ändern; Frau Barbara war damals im Besitz aller Geistes- und Körperkräfte gewesen, noch vor dem Schlaganfalle, den ihr, nach Siegmunds Aussage, die Alteration über Josefa's Betrug zugezogen hatte.

Das Einzige in dem Testamente, was allenfalls angreifbar gewesen wäre, war die Nachschrift,

die nur wenige Tage vor ihrem Tode hinzugefügt war; aber in Siegmunds Interesse lag es nicht, bei dieser Gelegenheit die Zurechnungsfähigkeit der Alten zu bezweifeln.

„Paul ist todt", hatte sie mit altersschwacher Hand geschrieben, „er kann sich nicht mehr freuen über das, was ich ihm hinterlasse. Da ihm ein Kind geboren werden wird, so tritt dasselbe ganz von selbst in die Rechte des Vaters ein, und ich ändere an dieser Bestimmung des Gesetzes nichts — Pauls Kind ist mein nächster und natürlicher Erbe. Sollte indessen dies Kind jung oder später ohne Nachkommen sterben, so will ich nicht, daß meine Hinterlassenschaft in fremde Hände kommt, namentlich nicht in die der Mutter, die mir als Spanierin und Katholikin fern steht und mir außerdem durch ihr ungestümes Wesen viel Angst und Schrecken gemacht hat. Das Vermögen soll in dem gedachten Falle an Siegmund oder dessen

Kinder zurückfallen und somit der Borbeck'schen Familie erhalten bleiben."

An Manuela ging diese Clausel, die ihr Josefa zu erklären bemüht war, wenn auch nicht ganz unverstanden, doch unbeachtet vorüber. Er war todt, das war der einzige Gedanke, den sie festhielt; die Schätze der Welt weckten ihn nicht auf aus seinem Grabe. Desto wichtiger, und alle seine Gedanken in Anspruch nehmend, war diese letzte Bestimmnng der Tante für Siegmund; der Werth des Lebens, wie er nun einmal es ansah, hing für ihn am Besitz, und er hatte wenigstens auf die Hälfte der Erbschaft zu sicher gerechnet, als daß diese Täuschung ihm nicht augenblickliche Verlegenheiten bereitet hätte. Die Clausel, die dem Testamente angehängt war, hatte also ihre besondere Wichtigkeit für ihn; denn wenn Manuela's Kind, was nach den furchtbaren Gemüthsstürmen und den körperlichen Anstrengungen, die die Mutter erlitten, allerdings zu befürchten stand,

nicht lebensfähig war, so wurde Siegmund Universalerbe und damit wieder in allen seinen Positionen befestigt.

Siegmund sollte darüber nicht allzulange in Ungewißheit bleiben, denn nachdem er wenige Tage nach der Testaments-Eröffnung mit seiner Frau nach Eltach gereist war, überraschte ihn diese eines Morgens mit der Nachricht, daß Manuela einem Zwillingspaare das Leben gegeben habe.

Die Zahl der nächstberechtigten Erben hatte damit um das Doppelte sich vermehrt, und dieser Gedanke stand so deutlich auf Siegmunds Stirn geschrieben, als er Frau Louise voll Bestürzung anblickte, daß diese, gleichsam als Antwort darauf, ausrief: „O, aber die Kinder sind sehr schwach, Siegmund, ich glaube nicht, daß sie am Leben bleiben werden, sie so wenig wie Manuela. Gieb Acht, wir werden hier die ganze Familie begraben."

„Das wäre entsetzlich, Louise!" rief Siegmund

in einem Tone, der es selbst für seine Gattin unaufgeklärt ließ, ob diese Worte aufrichtig gemeint seien, oder nicht. „Gott wird uns nicht so schwer heimsuchen.“

Frau Louise begnügte sich damit, ihren Gatten verwundert zu betrachten, ihr Phlegma und ihre Gleichgültigkeit verlangten weiter keine Erklärung, noch Betheuerung. Sie hatte in der schweren Stunde am Bette ihrer Schwägerin gestanden und damit das Ihrige gethan, die Pflege derselben überließ sie Josefa und alles Weitere ihrem Manne, dessen Entscheidung sie in allen Fällen als richtig und maßgebend ansah.

Als Siegmund einige Stunden später zu der jungen Mutter in das sorglich verdunkelte Zimmer trat, um ihr seinen Glückwunsch zu bringen, da fand er die Befürchtung seiner Frau nicht so grundlos.

Manuela, die still und erschöpft auf ihrem Bette lag, schlug kaum die Augen auf bei seiner

Anrede, und die beiden Kinder in der Wiege waren in der That so zart und zierlich, daß Herr Vorbeck nicht wagte, sie zu berühren.

Was die Pflege vermochte, um die schwachen jungen Pflanzen dem Leben zu erhalten, das geschah; Josefa wachte Tag und Nacht mit unermüdlicher Bereitwilligkeit; all' die Segenswünsche, die Paul auf seines jungen Weibes Haupt gelegt, wenn sie, ein Engel des Trostes, an seinem Schmerzenslager stand, gingen in den Liebesdiensten in Erfüllung, die Josefa stündlich der Mutter und den Kindern erzeigte.

Und wie bewährte die treue Pflegerin die Kraft und Größe, die das Unglück und die Buße ihrer vor Gott so geringen Schuld ihr verliehen. In demselben Zimmer ruhte Manuela, wo Josefa ihrem Manne Glück und Entzücken gegeben hatte, als sie sein Kind ihm reichte und sich mit dem Mutternamen schmückte; dieselbe Wiege umfing die Kleinen, aus der Constantin ihr entgegen-

gelächelt und ihre Schuld zu einer Liebesthat umgewandelt hatte. Aber wie auch schmerzliche Erinnerungen und süße Sehnsucht geweckt wurden in ihrer Seele, sie richtete voll gewissenhafter Treue jetzt ihre Gedanken auf die junge Mutter und die Kinder, die schon als Waisen die Welt betreten hatten.

Dennoch blieb ihr Schaffen und Mühen, wenigstens für Manuela, ohne Erfolg; die wohlthätige Wirkung, die man von der Geburt der Kinder auf das zerrüttete Gemüth der Mutter gehofft hatte, stellte sich nicht ein. Aeußerungen leidenschaftlicher Liebe für die Kinder wichen schnell denen des tiefsten, hoffnungslosesten Schmerzes, ein banges Heimweh unter den fremden Menschen, eine verzehrende Sehnsucht nach dem Gatten und daneben doch die Sorge, was aus den Kindern werden würde, wenn ihr Wunsch nach Ruhe sich erfüllte, wer sie pflegen, sie schützen und lieben werde, das Alles rieb die Kräfte der jungen Frau

mit unaufhaltsamer Schnelligkeit auf. Wieder und wieder ließ sie von Josefa sich geloben, die Kinder nicht zu verlassen, sie niemals von sich zu geben und sie zu lieben aus Erbarmen um der Mutter willen.

XIII.

Es war nach einem Tage voll wilder Fieberphantasieen, wo das oft wiederholte Gelübde Manuela am Abend eine momentane Ruhe gab. Tiefe Stille lag auf dem matterleuchteten Zimmer, in welchem die Spanierin mit ihren Kindern schlief, tiefe Stille herrschte im Hause; das Geräusch des Tages war längst verstummt vor dem Sturmesbrausen der dunkeln Winternacht. Josefa wachte. Ihr Bett, welches in dem Gemache ihrer Pflegebefohlenen stand, war unberührt, sie war erschöpft, aber nicht müde. Ihre Hand bewegte leise die Wiege der Kinder, aus welcher dann und wann ein kurzer Laut, wie ein Versuch zum Weinen drang, die mechanische Bewegung, die

keine Aufmerksamkeit erforderte, gestattete der bleichen Frau, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Sie mußten trübe sein, diese Gedanken, denn Thräne um Thräne fiel langsam und schwer in ihren Schoß. Der Tag nahm ihr Denken und Schaffen in Anspruch für fremdes Leid, die Nacht gehörte dem eigenen, und die Gedanken an die Geliebten, Verlorenen zogen still wie ein Gebet durch ihre Seele. Ob Oswald ihrer gedachte in Mitleid, ob er je, je verzeihen konnte, wenn es auch keine Rückkehr in das Paradies seiner Liebe gab; ob das Kind, fortgerissen von all' der Zärtlichkeit, die es umgeben hatte, wohl noch der Frau sich erinnerte, die man verdammt hatte, weil sie ein Mutterherz für den Knaben im Busen trug? Ob Beide sich verzehrten, der Mann in Stolz und einsamer Bitterkeit, das Kind in Heimweh und unverstandenem Jammer seines kleinen Herzens? Sie wußte die Antwort, die traurige Antwort, denn ihre Thränen

flossen reichlicher. Niemand sah sie, diese Zeugen ihres Schmerzes, kein Mensch fragte nach ihr, der einst so Liebeverwöhnten.

Ueber ihr hallte Siegmunds gleichmäßiger Schritt; er schlief nicht, gleich ihr. Und dieser Mann, der ihr Leid kannte, der zuerst ihren Glauben wankend gemacht hatte durch Zweifel und Argwohn, der ihres Gatten Fehltritt als eine nicht auszufüllende Kluft in ihrer Liebe dargestellt und ihrem schwachen Herzen die Versuchung nahe geführt, dieser Mann hatte keinen Trost für sie.

Es war eine bange, traurige Nacht; zuweilen stöhnte Manuela leise auf im Traume, und draußen trieb der Wind mit ungestümer Hast Schnee und Hagel gegen die Scheiben. Aechzend beugten die alten Kastanien ihre Wipfel und pfeifend fuhr der Sturm in dem Schornstein nieder, daß Josefa aus den thränenumdunkelten Augen einen besorgten Blick nach dem Bette der Kranken warf.

Da traf durch das Sturmgeheul ein Laut ihr Ohr, ein ängstlicher Laut, der ihre Pulse stocken machte. „Mama!“ rief eine Kinderstimme, „Mama!“

Nur wenige Secunden lähmte der Schreck ihre Glieder — sie glaubte nicht an Ahnungen, nicht an Vorbedeutungen, es war nichts als eine natürliche Täuschung ihrer Sinne, die von ihren Gedanken beherrscht wurden. Aber da — da rief es wieder ganz verständlich, es war kein Irren mehr. „Mama!“ tönte es ganz deutlich und dies Mal untermischt mit bitterem Weinen. Bleich, mit weitgeöffneten Augen, schnellte Josefa von ihrem Sitze auf und in das Nebenzimmer, wo die große auf einen Balcon führende Glasthür einen freien Blick auf den beschneiten Garten bot.

Gerechter Gott, war es denn möglich, da unten stand auf den Treppenstufen eine kleine Gestalt und klopfte weinend und bittend mit den

Händen an die Scheiben. Es war keine Täuschung — entzückende, entsetzliche Wirklichkeit. Wie eine Wahnsinnige stürzte Josefa dem Ausgange zu, die Treppen hinab, schob den schweren Riegel zurück, der die Hausthür verschlossen hielt und eilte auf beflügelten Sohlen um das Haus herum der Terrasse zu.

„Constantin," schrie sie, „Constantin, mein Kind!"

„Mama," weinte der Knabe, „o warum läßt Du mich so lange warten, mich friert so sehr und ich bin so müde vom langen Laufen!"

„Constantin, o mein Liebling," sagte sie hastig und verwirrt, während sie ihn in ihre schützenden Arme nahm und dem Hause zueilte, „wo kommst Du her in der Nacht und zu Fuß und allein?"

„Ich bin weggelaufen, Mama, zu Dir, als der Pastor Felster eingeschlafen war; ich kannte den Weg ganz gut und habe mich gar

nicht gefürchtet," sagte das Kind, mit den erstarrten Händen seine Thränen abtrocknend.

Sie begriff ihn nicht ganz, aber sie fragte jetzt nicht weiter, sie hatte ihn ja wieder, hielt ihn in ihren Armen so fest, so fest! Sie bettete ihn unten im Wohnzimmer auf das Sopha, sie rieb seine erstarrten Hände und trocknete seine blonden Locken, in denen die Schneeflocken hingen; sie erwärmte sein Gesicht mit ihren Küssen und nannte ihn mit tausend süßen Namen — sie hatte Alles vergessen — ihre Reue, ihre Gelübde und ihre Pflichten, sie dachte an nichts, als an das Kind in ihren Armen.

„Mama," bat das Kind, „so schicke mich doch nicht wieder fort, ich bin ja artig und lerne brav. Bringe mich zum Papa, und dann leg' mich in mein Bett wie sonst — ich mag nicht sein bei Pastor Felster."

Josefa brach in ein lautes Schluchzen aus;

„mein Kind,“ sagte sie, „mein Kind, wir müssen thun, wie Dein Vater es will.“

„Was will er denn?“ fragte der Knabe, „rufe ihn doch, Mama, ich will ihn fragen. Als ich mit dem Großonkel und Papa nach der Stadt fuhr, da wollte ich bald wieder zu Haus, aber wir fuhren zu Pastor Felster, damit ich mit seinen Kindern spielen sollte. Sie sind unartig, Mama, und die Frau Pastorin ist immer böse und grämlich, und wenn ich weinte und zu Dir wollte oder zu Papa, der mich doch einmal abholen mußte, dann ward ich eingesperrt. Jetzt ist der Pastor versetzt an einen andern Ort, und auf der Reise mußten wir die Nacht in der Stadt bleiben. Ich kannte sie gleich wieder, Mama, o gleich, denn wir blieben in einem Hause am Schloßplatze, wo Papa mir so oft die Parade gezeigt hat. Sieh, und das Thor und die Chaussee ist nicht weit davon, wir kamen ja immer daher, wenn wir mit den Braunen in die Stadt fuhren, um

den Großonkel zu besuchen. Als der Pastor nun schlief, bin ich leise aufgestanden, ganz leise, damit er nicht aufwachte. Meine Mütze und mein Mantel lagen im andern Zimmer, die ließ ich liegen, denn ich war zu bange, ich möchte Geräusch machen, und schlich mich leise die Treppe hinab. Unten im Hause war noch Alles hell, die Thür stand weit offen und Niemand sah mich. Und wie ich erst draußen war, Mama, da bin ich immer gelaufen, bis ich hier war."

Er streichelte ihr thränenfeuchtes Gesicht, und herzte sie wie sonst in seiner wilden Art, aber unter den kindlichen Liebkosungen sanken ihm die Augen zu, der lange Weg, den er bei Kälte und Dunkelheit, nur dünn bekleidet, und in Angst und Aufregung vor der möglichen Verfolgung zurückgelegt, hatte seine Kräfte gänzlich in Anspruch genommen. — Nun die Erstarrung seiner Glieder der wohlthätigen Wärme des Zimmers wich und er sicher gebettet lag an dem Herzen der Mutter,

gab er sich völlig der Müdigkeit hin, die ihn überwältigte. Josefa knieete vor dem Sopha, auf dem der kleine Schläfer lag; ihren Arm unter seinem Haupte, seine Hände in der ihrigen, konnte sie weder Blick noch Gedanken losreißen von dem theuern Angesicht. Vergessen war Manuela, vergessen die Kinder — sie sah nur Constantin, Oswalds Kind, das ihrige. Ja, es war das ihrige geworden, was auch die Menschen reden mochten, es war tausendmal ihr eigen geworden durch Schmerzen und unzählige Thränen. Als ihre Blicke liebevoll und prüfend an der Gestalt des Knaben hinabglitten, sah sie erst, wie stark und groß und schön er geworden war in diesem einen Jahre; wie ähnlich seinem Vater.

Das Oeffnen der Thür hinter ihr riß sie aus ihrer Versunkenheit; als sie umschaute, kam Siegmund auf sie zu. Er sah bleich und verstört aus, das Licht, welches er trug, beleuchtete hell seine aufgeregten Züge. Aber dieselben nahmen fast

den Ausdruck der Versteinerung an beim Anblick der Gruppe vor ihm.

Josefa gab Antwort auf die strenge Frage, die auf seiner Stirn geschrieben stand, noch ehe er Worte dafür fand.

„Es ist Constantin,“ rief sie, „er ist es wirklich, er hat den Weg zu mir gefunden durch Sturm und Dunkelheit — o Siegmund, wie glücklich, wie unglücklich bin ich!“

„Durch Deine eigene Schuld,“ sagte er streng. „Wer ist bei Manuela, während Du hier Comödien aufführst?“

Noch ehe die erschrockene und tief verletzte Frau sich vertheidigen konnte, wurde die Thür von Neuem aufgerissen und herein stürzte die Spanierin, eins ihrer Kinder im Arme, und mit einem Ausdruck des Entsetzens und der Raserei in den schönen, todesblassen Zügen, der die Anwesenden regungslos an die Stelle fesselte.

Sie sprach nur ein gebrochenes Deutsch, jetzt

nahm die furchtbare Aufregung ihr das Gedächtniß für die mühsam erlernten Laute und ihre Anklagen oder Drohungen, was es nun auch sein mochte, ergossen sich in ihrer Muttersprache wie ein Strom von den bleichen zitternden Lippen. Die Spannung und Anstrengung des Augenblicks hatte alle körperliche Schwäche überwunden, wie Flammen blitzten und sprühten die schwarzen Augen in dem zuckenden Gesicht, das von dem reichen schwarzen Haar wirr und wild eingerahmt war — ein schönes, grauenhaftes Bild.

„Todt,“ schrie sie plötzlich, das Wort findend, als sie bemerkte, daß Josefa sie nicht verstand, sondern nur entsetzt zu ihr aufblickte, „todt, todt, er, Siegmund!“

Mit einem wilden Schrei warf sie das Kind Josefa in die Arme und stürzte, einer Tigerin gleich, auf den zurücktretenden Siegmund zu. „Todt, o todt,“ schrie sie noch einmal — und dann ließ der Paroxismus plötzlich nach und

kraft- und haltlos sank sie in sich zusammen zu den Füßen dessen nieder, den sie nicht mehr erreicht hatte.

Nur einen Augenblick fesselte die Bestürzung die Zunge des ewig besonnenen Mannes.

„Dein Werk," sagte er kalt und schneidend, zu Josefa gewandt, die einer Statue gleich am Boden kniete, das todte Kind im Arm, während der süße Athem des schlafenden ihre Wangen fächelte, „Dein neuestes Werk! Eine Sünde ist die Mutter der andern?

„Was, was ist denn geschehen?" stammelte Josefa, verwirrt und mühsam sich vom Boden erhebend, „was soll das Alles, und was —"

„Das Kind ist todt," unterbrach er sie mit finsterer Heftigkeit, „und die Mutter stirbt, weil die Wärterin nicht auf ihrem Platze war. O, daß der Wille der Todten die Lebenden beherrschen darf, daß Pauls Schwärmerei meine Erfahrung besiegte! Wie durfte man Dich, gerade Dich

erwählen! Hilf mir sie hinaufschaffen in ihr Zimmer, still und ohne Aufsehen — ich bin der gerichtlichen Einmischung in unsere Familien-Angelegenheiten müde.

„Mache mich nicht wahnsinnig, Siegmund," rief Josefa in tiefer Seelenangst, „was, was habe ich verbrochen?"

„Du sollst mir helfen," flüsterte er zähneknirschend, „oder, beim ewigen Gott, meine Rücksicht ist am Ende. Hüte das Aufsehen, es möchte dies Mal kein Gnadenact für Dich bereit liegen; Du hast keinen Fürsprecher mehr."

Mechanisch leistete Josefa Folge. Sie legte Manuela's Kind, das kein Lebenszeichen von sich gab, in einen Lehnstuhl und trug mit Siegmunds Hülfe die Spanierin hinauf in ihr Gemach, ohne daß diese zum Bewußtsein zurückgekehrt wäre. Die stummen Bemühungen Josefa's und Siegmunds, sie zu erwecken, füllten die furchtbare Pause aus.

„Warum kam sie herab," fragte endlich Josefa bang, „warum sah sie Dich an mit dem schrecklichen Blick?"

Er betrachtete sie finster und doch verlegen von Kopf bis zu Fuß. „Wünschest Du die Comödie fortzuspielen?" fragte er kalt. „Oder hättest Du es nicht gesehen, daß ihre Aufregung in vollkommenen Irrsinn übergegangen war, in eine Geistesabwesenheit, in welcher sie wahrscheinlich selbst das Kind erdrosselt hat?"

„Unmöglich," wehrte das geängstete Weib, „unmöglich, Siegmund. Nein, sie ist keine Mörderin."

„Vor Gott bist Du es," zürnte er, „Du, die pflichtvergessen von ihrem Posten wich, auf den Dein eigenes heiliges Gelübde, das Vertrauen eines Sterbenden, des einzigen Menschen, der an Dich glaubte, Dich gestellt hat! Allein, ohne Hülfe, in nächtlicher Stunde, wird die fixe Idee ihrer Verlassenheit sie übermannt und den

Gedanken wach gerufen haben, das Kind diesem Elend zu entreißen. Es ist so einfach, so wahrscheinlich! Nach der That kam die Besinnung und mit der Besinnung das Zusammenbrechen der körperlichen Kräfte. Mich dünkt, es ist so einfach zu lösen, das Räthsel. Welches Elend, welche Schmach, eine fremde, verlassene Frau solchen Händen überantwortet zu haben!"

Josefa entgegnete nichts mehr, ihre Sinne waren verwirrt, ihre Kraft gebrochen, sie fand ihre Würde, die Würde der Unschuld, nicht wieder. „Aber was wollte sie Dir?" begann sie nach einer Pause nochmals zaghaft.

„Mich zu Hülfe rufen gegen die, die der Tod ihres Kindes anklagt," sagte er, so fest und drohend, daß Josefa erbebte. „Die Gerichte nennen Dein Vergehen „Fahrlässigkeit," wie Paul es nennt vor Gottes Thron, weiß ich nicht."

„Siegmund! Siegmund! haben mich denn alle guten Geister verlassen," rief sie verzweif-

lungsvoll, „bin ich wirklich elend, ausgestoßen von Gott und Menschen, habe ich das Ungeheure verschuldet?“

„Sie schlägt die Augen auf,“ rief Siegmund leise, statt der Antwort, wich aber sogleich zurück, als Manuela's unruhiger Ausdruck verkündete, daß sie ihn erkannt habe. Das Auge der Spanierin suchte offenbar Josefa, und als sie dieselbe gefunden hatte, winkte sie dieselbe mit einer schwachen Bewegung herbei und ließ das müde Haupt an ihre Brust sinken. Umsonst machte sie Anstrengungen, zu reden. Sie deutete nach der Wiege, wo das andere Kind in süßem Schlummer lag, und als Josefa es ihr reichte mit zitternden Händen und die arme Mutter es einen Augenblick betrachtet hatte, legte sie es Josefa an's Herz, schloß die Arme derselben fest zusammen um das kleine Wesen, und das Crucifix ergreifend, das auf der Bettdecke lag, legte sie Josefa's Hand darauf.

Diese verstand sie ohne Worte. „Ich schwöre es bei dem Herrn, dem wir Beide dienen," sagte sie zitternd, „ich will Dein Kind lieben und es nicht verlassen, wenn man mich nicht zwingt, es zu thun!"

Ob die Spanierin den Sinn verstanden oder nur geahnt — sie erhob die Hand zum Himmel und richtete den glühenden Blick so drohend und düster auf ihren Schwager, daß er bestürzt sich abwandte.

„Beruhige sie," bat die geängstigte Josefa, und bezwungen von der Gewalt dieser glühenden Blicke, die er von dem Bette her auf sich gerichtet fühlte, bezwungen auch von seinem eigenen Gefühle, trat er herzu und wollte ebenfalls betheuernd, daß er den Willen der Sterbenden ehren wolle, seine Hand auf das Bild des Gekreuzigten legen.

Aber mit einem unaussprechlichen Blick des Abscheues und der Verachtung riß die Frau das

heilige Symbol hinweg, als wolle sie es schützen vor Entweihung, heftete einen langen Blick der Liebe auf ihr Kind und schloß, in diesem Anschauen versunken, allmälig die Augen. Regelmäßig, und nur wenig verschieden von dem eines Schlafenden, klang ihr Athem; Josefa mit dem Kinde und Siegmund standen ängstlich und erwartungsvoll am Bette. Da war es wie ein Seufzer und dann tiefe Stille — die schöne Spanierin war eingeschlafen und erwachte nicht mehr. Der Kampf um das Leben war hier so still ausgekämpft, daß Niemand sonst im Hause es ahnte, was diese Nacht aus ihrem Schoße geboren hatte.

Josefa fand zuerst Worte. — „Muß ich denn leben," fragte sie mit dem Tone tiefster Hoffnungslosigkeit — „muß ich leben zu ewiger Qual und Reue? O Siegmund, Du bist ein kluger Mann — sag', wäre es denn unrecht,

wenn ich es von mir würfe, dies elende, unsäglich elende Leben?"

Eine merkwürdige, nie gesehene Bewegung, fast etwas wie Furcht, kämpfte in Siegmunds Zügen, als er, nach dem Lager hinüberschauend, wo die Todte lag, leise sagte: „Fürchte Dich nicht, ich werde Dein Ankläger nicht sein; Josefa — ich sagte Dir einst, ich würde Dein Freund sein, wenn Alles Dich verläßt, heute löse ich mein Wort!"

„Gott hat mich verlassen," sagte sie schmerzlich, „dort klagt eine Mutter mich an — wer spricht dort mich frei! Nein, Siegmund, ich kann nicht so leben, so nicht! Mag die irdische Gerechtigkeit es sühnen an mir — ich werde meine eigene Anklägerin sein!"

„Rasest Du?" rief Siegmund leise und erschrocken, „willst Du mit Gewalt Schande häufen auf Dich und uns?"

„Ich kann nicht anders," stöhnte sie. „Als

vor einem Jahre Alles mich höhnte und schmähte, da sprach mein eigenes Herz mich frei — heute bricht es mir den Stab. Heute habe ich treu- und pflichtvergessen ein heiliges Gelübde gebrochen, ich bin schuldig vor Gott und Menschen; ich kann keine Rechenschaft geben über das, was Paul mir anvertraut. Nein, laß mich büßen, was ich verbrochen habe — ich kann nicht schweigen, kann nicht Comödie spielen, wie Du sagst, wo es gilt, meine eigene Schuld zu bemänteln."

„Und Dein Mann," sagte er, immer dringender werdend in seinen Versuchen, sie zu beschwichtigen und ihr Gewissen einzuschläfern. „Ruht nicht genug Elend auf seinem Leben, willst Du alle Brücken abbrechen hinter Dir?"

Einen Augenblick schwankte sie, aber nur einen Augenblick. Es war das erste Mal, daß Jemand einer möglichen Aenderung ihres Schicksals, einer Aussöhnung mit ihrem Gatten erwähnte. „Diese Schuld ist eine Kluft, über die keine

Brücke führt," sagte sie tonlos, „diese Nacht stürzt Alles in Trümmer, woran ein neues Leben aufzubauen gewesen wäre!"

Er wurde offenbar sehr unruhig; es schien, als wolle er um jeden Preis den Entschluß, ihr Gewissen durch ein freies Bekenntniß ihrer Nachlässigkeit und die Einmischung der Gerichte zu erleichtern, wankend machen. „Aber Dein Gelübde, Dein letztes Gelübde!" wandte er ein. „Willst Du abermals wortbrüchig werden einer Sterbenden gegenüber — willst Du das Kind verlassen, willst Du an den Lebenden nicht sühnen, was Du an den Todten verbrachst?"

Wie Funken fielen diese Worte in ihr Herz. „Das Kind," rief sie fast erschrocken, „das Kind bindet mich ans Leben, es gehört ihm!"

„Und es gehört ihm rein und unbefleckt," fuhr Siegmund fort, den Weg verfolgend, der ihn ans Ziel zu führen schien. „Glaubst Du, das Gericht, das der Vormund der Waisen und

Unmündigen ist, werde des einen Kindes Pflege derjenigen anvertrauen, die das andere verderben ließ?"

„Mein Gott, mein Gott!" rief sie, die Hände ringend, „lehre Du mich, was ich thun muß, und wessen Stimme gehorchen!" Da weinte das Kind in der Wiege, wohin Josefa es wieder gebettet hatte. Wie eine Stimme vom Himmel klang es der aufgeregten Frau, wie eine Mahnung der jungen, verklärten Mutter.

„Ich bleibe," rief sie weinend, „treu will ich sein und wachsam — habe Geduld mit mir, Siegmund!"

Siegmunds Unruhe war beschwichtigt mit Josefa's Entschluß, und damit hatte er wieder die Herrschaft über sich selbst und auch über die unglückliche Frau erlangt, die nun vollends ein schwaches Werkzeug in seiner Hand war. „Ich werde Geduld haben," sprach er streng, „weil ich nicht das Hinderniß Deiner Sühne und Buße

sein möchte; aber ich erwarte, daß Du Dich der Einsicht eines langen und Gottlob bis jetzt redlichen und unbescholtenen Lebens fügst."

„Was verlangst Du?" fragte sie zagend.

„Zu Deinem eigenen Heile und Besten: Schweigen. Dem Arzte sagt man, daß erst die Mutter, dann das Kind gestorben sei — es ist das durchaus nicht unwahrscheinlich; Beider Schwäche hatte den höchsten Grad erreicht. Wir berichten, daß Manuela, wie das ja wahrheitsgemäß ist, nach einem Zustande höchster Aufregung sanft entschlafen ist."

Josefa barg das Gesicht in den Händen und weinte.

„Und noch eins," fuhr der harte Mann fort, „ich wünsche nicht, daß Du meine Frau oder irgend Jemanden mit der Geschichte dieser Nacht behelligst. Sobald ein Mensch Deine Nachlässigkeit kennt, ist es meine Pflicht, Dir die Aufsicht über meine Nichte zu entziehen — ich kann da

keine Rücksicht auf Dein Gelübde nehmen. Wer den Muth hat zu sündigen, soll auch die Kraft haben, die Folgen zu tragen. Und nun zu etwas Anderem, — was soll der Knabe hier, Deines Mannes Kind?"

Sie fuhr empor, sie hatte ihn vergessen über die schrecklichen Ereignisse und nun verloren, völlig verloren. Das Bewußtsein ihrer Schuld, mehr noch die schrecklichen Folgen bildeten eine unübersteigbare Schranke zwischen ihr und ihren Lieben.

„Er ist zu mir gekommen in der Hoffnung, bleiben zu dürfen," sagte sie traurig. „Bei Nacht ist er seinem Lehrer entschlüpft und hat mit seinem treuen Gedächtnisse, trotz Sturm und Dunkelheit, den Weg dahin gefunden, wo einst seine glückliche Heimath war!"

„Seine unrechtmäßige Heimath, wäre richtiger," entgegnete er rauh. „Das Kind gehört nicht hierher, gehört hier Niemand an, es darf hier nicht bleiben. Es muß fortgebracht werden,

noch ehe man es hier sucht, meine Ehre leidet es nicht, daß der Verdacht aufkäme, als würden sogar während meiner Anwesenheit hier die Intriguen um dies Kind weiter gespielt. Der Lehrer oder Aufseher, den der Herr v. Eltach ihm gesetzt hat, wird in Sorge um den Knaben sein, der mir lästig ist — morgen mit dem Frühesten muß er zurück in das Hotel, aus dem er entflohen ist."

„Ja," sagte sie leise und demüthig, „ich wußte, daß ich ihn nicht behalten durfte!"

Josefa war nach langen Kämpfen ergeben geworden in ihr Schicksal, aber jetzt war eine Passivität und Energielosigkeit an die Stelle ihrer früheren milden Nachgiebigkeit getreten, die deutlicher als Alles den Druck und die Verzweiflung malte, die sich ihrer Seele bemächtigt hatte. Sie wagte nicht einmal, nach dem Knaben zu sehen, die Angst vor Siegmund und daneben das Gefühl der Schuld, das sie von dem unschuldigen Kinde trennte, hielt sie zurück.

In einer stumpfen Gedankenlosigkeit saß sie an der Wiege, ohne sich um Siegmunds leises, geschäftiges Walten zu kümmern. Er ging geräuschlos hin und her, vorsichtig die Thüren anlegend, daß kein vorlautes Knarren einen der Hausbewohner erwecke.

Als der Morgen sein erstes ungewisses Licht in das Zimmer warf, wo Manuela todt auf ihrem Bette lag, weckte Siegmund Josefa aus ihrem Hinbrüten auf, um ihr die letzten Instructionen zu geben.

Die Wärterin, die den Tag über Josefa hülfreiche Hand leistete, wurde geweckt; Frau Borbeck, deren Schlaf nicht gestört worden war, wurde von ihrem Manne benachrichtigt, daß Manuela ausgelitten hatte und die traurige Kunde verbreitete sich schnell durch das Haus. Josefa's haltloses verstörtes Wesen fiel Niemandem auf, es schien ganz gerechtfertigt durch die einfache und wahrscheinliche Darstellung Siegmunds.

Er selbst übernahm es auch, von der Ankunft des kleinen Constantin zu sprechen, obgleich diese Nachricht wenig Interesse erweckte, da Niemand von den jetzigen Dienstboten den Knaben kannte, der einst der Mittelpunkt aller Liebe und alles Glückes in Eltach war. Er schlief so süß und fest nach dem langen Marsche, daß er geweckt werden mußte zu dem neuen Kummer, der seiner harrte.

Als er hörte, daß er wieder fortgebracht werden sollte, stemmte er sich dagegen mit aller Kraft, die bei einem achtjährigen Knaben Eigensinn und bei dem Manne Willensstärke heißt. Er betheuerte so ernst und entschieden, daß er seine Mama nicht verlassen wolle, daß Siegmund lächeln mußte, und stieß ein so lautes Hülfegeschrei aus, als er dennoch in den Wagen gebracht werden sollte, daß Herr Borbeck Josefa herbeirufen ließ, um zu versuchen, ob nicht durch ihren Einfluß der Widerstand des Knaben zu brechen sei.

Welch ein Kampf für das arme, zertretene Herz dieser Frau! Und doch, sie konnte ja nichts thun, sie hatte nur noch eine Pflicht. Mit zitternden Händen löste sie sich aus der festen Umschlingung des Knaben, drückte einen heißen Kuß auf die frischen Kinderlippen, und den Kopf mit einem Tuche verhüllend, stürzte sie fort, um ihr Ohr gegen das Geschrei zu verstopfen, das der Knabe ausstieß, als Herr Vorbeck mit Gewalt ihn in den harrenden Wagen trug. Wie lange noch hörte Josefa diesen Ton! Nach Jahren noch, in stillen Stunden, als sie mit Gott und ihrem Schicksal versöhnt der Vergangenheit ruhiger zu gedenken vermochte, hallten diese kindlichen Schmerzenslaute in ihrem Herzen nach.

Um Mittag kehrte Siegmund zurück; er hatte bei seinen Nachforschungen in den verschiedenen Hotels bald dasjenige gefunden, wo der Pastor Felster logirte, den er in nicht geringer Unruhe wegen des entflohenen Kindes fand. Ob er zu

gleichgültig oder mit den Ereignissen der Nacht zu sehr beschäftigt war, er unterließ jede Frage nach Josefa's Gatten, er wußte wenigstens später, als Josefa, etwas gefaßter, deswegen eine Frage an ihn richtete, auch nicht die geringste Auskunft zu geben weder über das Leben des Vaters noch über den künftigen Aufenthaltsort und den Erziehungsplan für seinen Knaben.

Im Hause herrschte die ängstliche Stille, jenes Flüstern und Schweigen, das da einzieht, wo ein Todter ruht. In dem verdunkelten Zimmer lag die junge Mutter, ihr Kind im Arme, fest an ihr Herz gedrückt, ein trauriges, rührendes Bild. Aber wenn man länger hinschaute, da machte es keinen friedlichen Eindruck, man sah da, wie Schmerz und Gram in Manuela's Zügen gewühlt, man meinte fast, sie trügen einen Ausdruck von Zorn, und das Hausgesinde, das sie im Leben bewundert und geehrt, und nun leise an ihr Lager getreten war, um sie zum letzten Mal

in ihrer Schönheit zu schauen, schlich ängstlich wieder davon.

Er war nicht hinwegzuleugnen dieser fremde, peinlich berührende Ausdruck, man seufzte und sprach und muthmaßte darüber, und nach wenigen Tagen flüsterte das Gerücht, die schöne Spanierin habe in einem Anfall wilder Leidenschaft ihr Kind selbst erdrosselt. Woher es gekommen, dies Gerücht, wußte Niemand zu sagen, denn dem Arzte hatte Josefa, getreu nach Siegmunds Befehl mitgetheilt, daß sie den tiefen Schlummer beobachtet, aus dem Manuela nicht wieder erwacht sei, und daß dieselbe den Tod des Kindes gar nicht mehr erfahren habe.

Mit einem ungeheuren Pomp wurde die Hülle der schönen, jungen Frau und ihres Kindes zu Grabe getragen und damit war das letzte Sorgen und Mühen um sie verstummt, wie ihr eigenes Leid. Aber dennoch lag auf dem Hause ein Druck und eine Schwüle, die das Aufkommen neuer und

lebensmuthiger Thätigkeit erstickte. Denn die Kraft und Ausdauer Derjenigen, welche während der ganzen Leidenszeit die Seele alles Schaffens und Wirkens gewesen, war über Nacht zusammengebrochen, — Josefa wankte von Manuela's Sarge als eine völlig Andere in ihr eigenes stilles Kämmerlein zurück. Wie eine Maschine, pünktlich und genau, befolgte sie Siegmunds Anordnungen, ohne daß je ein Wort oder Blick verrathen hätte, daß in ihrer Brust ein Herz schlug, was einst eigene Wünsche gekannt und alles Glück und Leid der Erde durchgekostet hatte. Es war wunderbar, welche Gewalt Siegmund über sie gewonnen hatte und wie er sie gebrauchte, wie er schlau und streng ihr jeden Halt entwunden hatte, woran ihr Gemüth sich hätte aufrichten können.

Losgerissen von ihrer ganzen Vergangenheit, war sie hülflos in die Hand eines Einzigen gegeben, der nie ihr Freund war und doch das Steuer ihres Lebensschiffes gelenkt hatte, bis es

strandete. Aber sie konnte ihm nicht entfliehen, denn in seiner Hand war Manuela's Kind und an dieses Kind war ihr Leben gefesselt. Von ihrer Vergangenheit sprach sie nie, und keine Kunde aus der Gegenwart von denen, die einst so eng, so innig mit ihr verbunden waren, drang von jetzt ab noch in ihr stilles, einförmiges Leben, das den Stempel des Indifferentismus, der Unthätigkeit getragen haben würde, wäre es nicht verklärt gewesen durch die unerschöpfliche Liebe und Treue, die sie der kleinen Waise widmete.

Herr Vorbeck war, seinen geheimen Wünschen entsprechend, zum Vormund der Kleinen ernannt, und das Gericht hatte seine Vorschläge, das Etablissement in der begonnenen Weise bis zu Manuela's Volljährigkeit zu leiten, angenommen. Schon der Welt halber würde er die Pflege des Kindes nicht unbeschränkt Josefa anvertraut haben; er nahm Beide mit sich nach seinem entfernten Wohnorte und dort, scheinbar unter Frau Vorbecks

Oberhoheit, richtete sich Josefa die neue kleine Welt ein, in welcher sie mit ihrem Pflegling leben sollte.

Mit welchen Gefühlen sie, vielleicht für immer, von dem Orte geschieden war, der zugleich die Stätte ihres Glückes und das Asyl ihres Kummers gewesen war, darüber wurde sie von Niemandem gefragt und sie sprach nicht davon. In Herrn Vorbecks Hause war sie überhaupt wie nicht vorhanden, es mochte denn sein, wenn es galt, Anordnungen für das Kind zu treffen, das ihrer Pflege überantwortet war, oder Auskunft über dasselbe zu verlangen. Es war nicht möglich, daß weniger Notiz von Jemandem genommen wurde, als von dieser bleichen schweigsamen Frau, die ihrerseits fast furchtsam Jedem auswich und die Niemand lächeln gesehen, als wenn sie das Kind betrachtete, das man ihr in ihre Einsamkeit, als eine für die Anderen unbequeme Last, williger mitgegeben hatte, als Josefa selbst ahnte.

XIV.

Das Kind war auf den Namen der Mutter „Manuela“ getauft und schön und hold wie sie. Nichts hatte sie vom Vater geerbt, mit der Mutter dunkeln Augen schaute es in die Welt und mit ihrem leidenschaftlichen Gemüth trat sie in dieselbe hinaus, als ihr Charakter sich zu entwickeln begann.

Gewiß waren die Kämpfe und Stürme, die der Mutter letzte Lebenszeit bewegt hatten, nicht ohne Einfluß auf das Kind geblieben, es zeigte schon früh einen Hang zur Traurigkeit, es war scheu und bleich und ernst, und nur wenn Schmerz oder Freude gewaltsam durch die äußere Resignation seines Wesens brach, zeigte sich die Heftigkeit

und Leidenschaftlichkeit seiner Empfindungen auf fast erschreckende Weise.

Wäre das Kind aufgewachsen in ärmlichen Verhältnissen, man würde sich versucht gefühlt haben, den ernsten Blick und das traurige Lächeln dieses kleinen Gesichtchens auf Mangel oder Unterdrückung zu schieben.

Aber auch die Verleumdung konnte Herrn Borbeck in dieser Beziehung keiner Pflichtversäumniß zeihen, im Gegentheil, seine Besorgniß um die Kleine wetteiferte mit der Josefa's und errang ihm die Bewunderung auch der ängstlichsten Mutter.

Das Kind wurde umgeben mit einem Luxus und Ueberfluß, der nur mit dem großen Reichthum zu entschuldigen war, welchen es schon in der Wiege besaß und der augenfällig gegen die Gewohnheiten abstach, in denen Herr Borbeck seine eigenen Kinder erzog.

Gab es Vernünftige, die ihn deshalb tadelten, so wurden doch eben so viele Stimmen laut, die

ihn entschuldigten; Herr Vorbeck war der Vormund, aber auch zugleich der nächste Erbe seines kleinen reichen Mündels, es war ihm nicht zu verargen, wenn er selbst den Schein des Eigennutzes mied. Und Herr Vorbeck wußte zu wohl, was so oft am Scheine hängt; er hatte ihm Vieles und Wichtiges geopfert im Leben und immer war seine Rechnung richtig befunden.

Die kleine Manuela wuchs also auf in Ueberfluß und Ueppigkeit, schön und lieblich, aber wie eine zarte Blume auf fremdem Boden, die behütet werden mußte vor jedem kalten Lufthauche, vor jedem heißen Sonnenstrahl.

Ob Herr Vorbeck es wirklich vergessen hatte, oder ob er es vergessen wollte, genug, er ließ sich nie davon überzeugen, daß Paul Vorbeck ursprünglich ein kerngesunder Mann gewesen war, dessen Lungen nur in Folge einer gefährlichen Verwundung erkrankt waren; er erinnerte sich nicht, daß der starke Geist der Gattin desselben erst brach

mit ihrem Herzen, und daß ihr wilder Schmerz, vorzüglich in ihrer Todesnacht, eine ganz natürliche Folge zu langer und unnatürlicher Beherrschung war.

Josefa's leicht ausgesprochene Zweifel an dieser oft und bestimmt dargelegten Meinung, erregten seinen Zorn in einem Grade, zu dem er sich nicht selten hinreißen ließ. Er machte ihr die schonungslosesten Vorwürfe über ihren Leichtsinn, der ungebessert durch so furchtbare Folgen noch immer jede Mahnung verschmähe, welche Ernst und Gewissenhaftigkeit verlange, und aus Bequemlichkeit lieber eine Gefahr ignorire, als ihr durch geeignete Maßregeln vorbeuge. Und so wohl verstand er es, die gebeugte Frau einzuschüchtern, daß sie, verwirrt durch seine Vorwürfe und Hindeutungen auf ihre Pflichtvergessenheit, endlich selbst glaubte, sich einer neuen Sorglosigkeit schuldig gemacht zu haben und durch verdoppelte Sorge um das Kind und gänzliche Unterordnung in

Siegmund's Aussprüche ihren Fehler wieder gut zu machen strebte.

So theilte denn bald das ganze Haus die blinde Furcht, die kleine Manuela könne den Keim von ihres Vaters unseliger Krankheit, oder die Anlagen ihrer Mutter in sich tragen und die stete Sorge Aller ging darauf hinaus, diese Erbübel im Keime zu ersticken. Manuela wurde also behütet vor jedem Lufthauche und vor jedem Widerspruch; sie durfte weder angestrengt werden durch Lernen, noch aufgeregt durch kindische Lust, und da man ihrem Eigensinne ängstlich vorbeugte, statt ihn zu brechen, da man in jeder Unart eine Gefahr für ihren Gemüthszustand erblickte, so gewöhnte man sich allgemach, die gelegentlichen Ausbrüche ihres kindischen Trotzes für eine unheilvolle Krankheit ihres Geistes anzusehen, die mit der größten Schonung behandelt werden müsse.

Die eigenthümliche Erziehung und Verwöhnung aber, die dem lebhaft fühlenden Kinde unter

so besonderen Umständen zu Theil wurde, hatte eine ganz natürliche Vereinsamung desselben zur Folge.

Die Zimmer, die Manuela mit ihrer Pflegerin über der Wohnung des Onkels bewohnte, waren schön und kostbar, ein ausgesuchter, dem kindlichen Alter entsprechender Tisch und eine besondere Bedienung waren für sie bereit — es war Alles gewählt und geordnet mit strengster Berücksichtigung der Gesundheit und daneben der Eleganz und des Comforts. Aber diese kleine Welt, so behaglich von Weitem anzuschauen, war einsam und abgeschlossen von allem Verkehr, — Niemand brachte den Wechsel von Freude und Leid. Herr Vorbeck hielt es nicht für statthaft, Manuela mit seinen eigenen Kindern, dessen jüngstes doch in ihrem Alter war, eine öffentliche Schulanstalt besuchen zu lassen und somit den Willen und selbst das Können der Kleinen einem weisen und wohlthätigen Zwange zu unterwerfen. Sie war, nach seinem dictatorischen Ausspruche, weder geistig noch

körperlich dazu befähigt. So übernahm denn Josefa mit Hülfe einiger Lehrer die Ausbildung Manuela's im Hause, je nach deren eigenem Wunsch und Willen, und es war ein Zeugniß für ihre tüchtige Natur, daß dieselbe einem so verkehrten Systeme nicht unterlag.

Spielend schmückte sie ihren Geist mit Kenntnissen aller Art in dieser Einsamkeit; aber Niemand freute sich daran, als Josefa allein. Denn einsam blieb die kleine Waise selbst in ihren Spielen; sie sah keine Kinder, wenn sie nicht ihre kleinen Vettern und Cousinen durch die Fensterscheiben beobachtete, wie sie im Garten sich tummelten, in dem Garten, welchen sie selbst, ach, so selten betreten durfte. Auch kein fröhliches, lärmendes Spiel in ihrem Zimmer duldete Herr Vorbeck, und seine Kinder sehnten sich nicht darnach, dies stille Gemach zu betreten, um dort, wie der Vater es gebot, ruhig zu sitzen und der kleinen kranken Cousine in Allem zu willfahren. Die Kinder

fühlten Eifersucht, statt Liebe und Mitleid, wenn sie sahen, wie sich Alles beeilte, Manuela gefällig zu sein, die doch gar nicht so krank aussah; sie konnten einen gewissen Neid nicht bannen, wenn sie die Masse reicher und kostbarer Spielsachen erblickten, die achtlos umhergestreut waren und von Manuela so gleichgültig und theilnahmlos betrachtet wurden, als hätten sie nicht den geringsten Werth für sie.

Und das kleine Mädchen seinerseits empfand die Kälte ihrer jungen Verwandten aufs Tiefste und war zufrieden, wenn sie wieder gingen. Sie war und blieb allein. Zwar fühlte sie deutlich, daß ihr etwas fehle, aber sie konnte es nicht ausdrücken; sie empfand diesen Schmerz jedes Mal stechend, wenn sie andere Kinder lachen und spielen sah und ihr Herz lehnte sich stolz und zürnend dagegen auf, wenn man in einem solchen Augenblicke wagte, sie durch ein Geschenk, durch ein Spielzeug irgend einer Art zu beschwichtigen.

Jedermann kannte die traurige Geschichte ihrer Eltern, die finstern, geheimnißvollen Gerüchte, die man über das Ende ihrer armen Mutter sich zuflüsterte; Jedermann sah das schöne, ernste Kind darauf an, und das leicht empfängliche Gemüth der Kleinen fühlte sich geängstet und verletzt von der stummen Neugier und dem bedeutungsvollen Mitleid, wenn sie auch die Ursache nicht kannte.

Man hatte ihr gesagt, daß sie krank, von zarter Gesundheit sei und sie war überzeugt davon; obgleich sie es nicht fühlte. Sie betrachtete es als eine Nothwendigkeit, daß sie ausgeschlossen blieb vom Spiel und vom Lernen der übrigen Kinder; sie glaubte, wenn auch betrübten Herzens, an die Gefahren von Thau und Luft und Sonnenschein, aber ihre schmerzliche Sehnsucht nach Freiheit und kindischer Lust wurde nicht dadurch erstickt.

So war sie im alleinigen Umgange mit Josefa schweigsam geworden und ernst, sie mied ihre

Altersgenossen, wie sehr auch ihr kleines Herz ihnen entgegenschlug und diese wichen ihr aus, „denn," flüsterte die kleine Schaar, „sie ist toll, wie ihre Mutter."

So sehr man Acht gab auf Manuela und sie behütete vor jeder Aufregung, eine solche Aeußerung erreichte dennoch einst des Kindes Ohr und erschütterte sein reizbares Gemüth aufs Aeußerste. Die ganze Tiefe und Leidenschaftlichkeit ihrer Empfindung kam bei dieser Gelegenheit zu Tage, in zornigen, verzweiflungsvollen Thränen zitterte der Sturm ihres jungen Herzens aus und nur mit Mühe gelang es Josefa's mildem Wort, die Fluth zu hemmen und sie in das enge Bett geduldiger Gelassenheit zurückzubringen.

Josefa überhaupt war die Einzige, die Gewalt hatte über sie, denn an ihr hing das Kind mit einer grenzenlosen Zärtlichkeit, bei ihr wandelte der Ungestüm dieses jungen Gemüthes sich in stille Traurigkeit und manchmal in Frieden

um. Sie nahm und gab Frieden, die bleiche Frau, in dem Umgange mit dem jungen Wesen, auf das ihr ganzes Leben beschränkt war; es war ihr selbst oft, als ruhe ein geheimer Segen auf ihrem Thun und Mühen um das schöne Kind der Spanierin, denn wie die Wunderblume dem Auserwählten, so erschloß das Herz der Kleinen in Gluth und Liebe und Treue sich ihr allein. Josefa gab ja auch ihr ganzes Leben dahin, um solch ein Lächeln des Dankes und der stillen Zufriedenheit zu gewinnen, wie es manchmal die Lippen Manuela's schmückte; und in der treuen Ausübung ihrer Liebespflicht für das Kind, das die Mutter sterbend in ihre Arme gelegt, hatte sie endlich selbst auch Ruhe gefunden.

Wenn sie, gefaßter jetzt, die Schreckensnacht an ihrem Geiste vorüberziehen ließ, wo die Lippen der Spanierin verstummt waren in einem Ausbruche wilden Jammers und Entsetzens, da sah sie noch immer den drohenden Blick derselben auf

Siegmund gerichtet und die Hand wie anklagend gegen ihn erhoben, als sie, auf das todte Kind deutend, ihres Schwagers Namen rief. Warum hatte sie das lebende Kind so bang, so fest ihr ans Herz gelegt, warum sie schwören lassen, dieses Kind zu behüten, wenn sie ihr zürnte oder ihr mißtraute?

Josefa konnte nicht immer die Ueberzeugung gewinnen, daß Siegmund's Vermuthungen über den Tod des Kindes die richtigen seien, manchmal erfaßte sie, wenn sie das Räthsel dieser Nacht zu lösen versuchte, eine Angst, die ihr die wunderlichsten Bilder vor die Seele führte. Denn nur Phantasiegebilde waren es, denen ihre Gedanken nicht zu folgen wagten, vor denen sie erschrak, wie vor einer Sünde, und die sie nicht anders zu bannen wußte, als durch eine verdoppelte Wachsamkeit für das Kind, das ihrer Hut anvertraut war. Josefa's ganze Zeit gehörte der Kleinen; sie hatte begreiflicher Weise sich scheu zurückgezogen

von einer Geselligkeit, von der sie entweder mit Neugier oder Verachtung betrachtet wurde, und Siegmund hatte seinen Einfluß nie benutzt, um vermittelnd aufzutreten, sondern hatte im Gegentheil durch sein eigenes Beispiel Josefa den Platz innerhalb seines Hauses und doch außerhalb der Familie angewiesen. Seine Kinder nahmen keine Notiz von ihr, als ihre Güte und Geschicklichkeit, ihre nie ermüdende Geduld in tausend Dingen und nicht eben in der freundlichsten Art anzusprechen, und Frau Vorbeck schien von ihrer Gegenwart gar nichts zu wissen. Mit Siegmund verkehrte sie, Manuela's wegen, am häufigsten — er gab alle Befehle in Betreff des Kindes selbst. Josefa blieb nur die freie Disposition über die zärtlichen Gefühle, die sie für ihren Liebling hegte.

Einmal noch war ihr Herz aus seiner mühsam errungenen Ruhe gerissen, als eines Tages Constantin vor ihr erschien zu einem flüchtigen Besuch.

Er war damals sechszehn Jahre alt und passirte, um die Forstschule zu beziehen, Josefa's Wohnort. Er hatte sich so sehr verändert, daß Josefa ihn kaum wieder erkannte, daß sie lange vergebens suchte, durch den Ton mütterlicher Liebe den Quell des Vertrauens und der Jugend Freudigkeit wieder zu erwecken.

Seinen Vater hatte er niemals wieder gesehen, nie von ihm gehört, als durch den Prediger, in dessen Hause er lebte. Er war von einem zum andern gewandert, wie gerade die Familien- oder Dienstverhältnisse seiner Pfleger das mit sich brachten. Jeder hatte Rücksichten zu nehmen, nur für ihn gab es keine. Sein Heimweh nach den Eltern, die er lebend wußte, war allgemach einer stummen Trauer, und diese, als er größer wurde, dem Groll gewichen.

Zu seiner Confirmation bekam er als ein trauriges Geschenk die Geschichte seiner Geburt und seiner Verbannung, — der Tag, der zum Segen

für ihn werden sollte, nach dem Ausspruche seines Lehrers, wurde der bitterste seines Lebens.

Ohne die Qual und den Jammer seiner Mutter würdigen zu können, erkannte Constantin doch das Unglück und die Vereinsamung seines eigenen Lebens und sah seinen Vater als die alleinige Ursache derselben an. Zu jung, um diese traurige Geschichte in allen ihren Consequenzen zu begreifen, um die tausend Kränkungen und Spöttereien und Verdächtigungen nachzuempfinden, die seines Vaters feines Ehrgefühl unheilbar verwundet hatten, ehe er es mit dem Erz der Unerbittlichkeit umpanzerte, sah er in ihm nur den gefühllosen, kaltherzigen Egoisten, ohne zu fragen, wie und was er gelitten und noch leiden mußte. Diese Geschichte, ihm viel zu früh enthüllt durch den Unverstand seines Lehrers, raubte ihm Unbefangenheit und Vertrauen zu einer Zeit, wo der Mann ihrer, als der kräftigsten Stütze seiner beginnenden Laufbahn, am meisten bedarf.

Der Hang zum Umherschweifen durch Feld und Flur, die Vorliebe für Waldesschatten und Stille, war durch das Leid seiner Kindheit, durch die unerklärte Trennung von Eltern und Heimath und die nie schlummernde Sehnsucht nach ihnen geweckt und genährt worden; als man ihn fragte, für welchen Stand er sich entscheide, erwählte er unbedenklich das Forstfach.

Die Reise zu seinem Bestimmungsorte führte ihn durch die Handelsstadt, wo Josefa bei ihrem Vetter lebte; der Zufall, mitleidiger als die Menschen, zeigte dem Jüngling die theuren, so oft vergeblich ersehnten Züge, als sie im offenen Wagen mit der damals neunjährigen Manuela an ihm vorüber fuhr. So lange er es auch nicht gesehen, so bleich und vergrämt es auch war, dies geliebte Mutterantlitz, Constantin erkannte es auf der Stelle, und etwas wie Weh und Bitterkeit zog durch seine Brust, als er sie so mild und liebreich zu dem kleinen Mädchen sich neigen sah,

das an ihrer Seite saß. Der Wagen hielt in seiner Nähe, er konnte ihn mit den Blicken erreichen und folgte Josefa in Herrn Borbecks Haus, das sie heimkehrend betrat. Wenige Minuten später stand er vor ihr.

Ach, das Wiedersehen war doch anders, als er so oft es erträumt und heiß gewünscht. O, hätte Niemand den Schleier von diesem Geheimnisse hinweggezogen. Als er vor ihr stand, nach so langer, langer Zeit, mit dem Bewußtsein, was sie für ihn gewagt und erduldet, mit dem Zweifel, ob auch er noch Anrechte an sie habe, und der Furcht, was er ihr sei; als er um sich blickte mit dem ganzen Gefühl der Befangenheit in der fremden, ungewohnten Umgebung, da fehlten ihm die Worte für die gewaltigen Empfindungen seines übervollen Herzens und die Laute erstarben schüchtern auf seinen Lippen.

Sie freilich, sie zog ihn an ihr Herz und liebkoste ihn und weinte seine Locken naß — aber

sie weinte, daß sie einander fremd geworden waren, daß so viel Druck und Zwang auf den heiligsten und natürlichsten Empfindungen lag. Es stürmte nicht in ihr, wie damals, als er in der Winternacht an ihr Fenster klopfte und sie weinend mit süßen Namen rief. Sie war ruhig geworden und gefaßt, aber ihre Liebe inniger als jemals. Sie wußte, daß sie ihn nie, nie behalten durfte, daß die Wonne dieses Augenblicks ein verbotenes Glück sei, dem sie keinen Gedanken ihrer Pflicht oder der seinen opfern durfte. Und deshalb war ihre Frage nicht: „woher kommst Du," sondern „wohin gehst Du," und Constantin verstand sie. So sehr es ihn drängte, ihr zu sagen, daß er wisse, was sie leide, und daß er stets ihr Sohn bleiben werde in Gehorsam und Dankbarkeit, so heiße Gelübde sein Herz ablegte zum Schutze dieser gebeugten Frau, wenn er einst ein Mann sein werde — er konnte sie nicht mit Worten der Glorie entkleiden, die ihr Angedenken in seiner

Seele umgeben hatte, er war zu jung, um sich selbst über seine Gefühle klar zu machen, geschweige denn, sie in Worte zu bringen. Und dies unausgesprochene Geheimniß stand trennend zwischen ihnen, es bildete eine Schranke, die Josefa's feiner Takt empfand, auch ohne sie zu kennen. Er war so ernst, so mißtrauisch und verbittert geworden, so fremd und scheu, — Josefa wollte das Herz brechen, wenn sie ihn ansah und an all' die Stunden voll einsamem Weh, voll Kälte und Enttäuschung gedachten, die diese Umwandlung an dem frohen, lebensfrischen Knaben zu Wege gebracht hatten. Erst nach und nach gelang es ihrer milden, innigen Zärtlichkeit, sein Gefühl aufzuthauen; aber als sein wiedererwachtes Vertrauen sich eben hinanwagte an das lang verlorene Mutterherz, da erwachte die Eifersucht der kleinen Manuela.

Sie hatte es tausendmal gesehen, daß ihr Spielzeug und ihre kostbaren Kleider den Neid und die Sehnsucht ihrer kleinen Verwandten er-

regt hatten, und willig theilte sie mit ihnen, worauf sie verhältnißmäßig wenig Werth legte. Aber nie hatte sie erlebt, daß ein Mensch auf Erden die Liebe oder die Zärtlichkeit der Tante Josefa begehrt hätte — das Kind betrachtete das als sein ausschließliches Besitzthum, als ein so kostbares Eigenthum seines Lebens, daß ihm keine Theilung denkbar schien. Josefa's Lippen hatten keinen Mund geküßt, als den ihren, jedes liebkosende Wort, jeder zärtliche Blick hatte ihr allein gegolten. Manuela hätte dem fremden Knaben ohne Bedenken Vögel und Blumen und Bilder gegeben, aber daß er Josefa um den Hals fiel, daß er seinen Kopf an dieselbe Stelle legte, wo der ihre zu ruhen pflegte, wenn sie traurig und müde die Augen schloß, das machte das Kind wie toll. Es war ihr, als wenn man ihr Alles genommen hätte — sie fing an, laut zu schreien. Vergebens bat und beschwichtigte Josefa, vergebens zürnte der Knabe mit finsterem und drohendem

Blick auf sie herab — der kindische Eigenwille, dem stets gedient, der nie gebrochen war, machte sich um so stärker geltend, je mehr hier die lebhaftesten Gefühle Manuela's betheiligt waren. Sie versuchte, den Knaben hinwegzudrängen, sie weinte und stampfte mit den Füßen, — das laute, ungewohnte Wesen des Kindes, das man nicht weinen ließ, weil es nicht weinen durfte, zog Herrn Borbeck aus dem untern Zimmer herbei.

Sein Erscheinen machte der Scene schnell ein Ende; er lähmte die lebhaften Gefühle Aller — es war wie Wasser auf Feuersgluth. Manuela's Widerwille gegen den Onkel verschmähte auch jetzt, wie immer, seine Einmischung; sie war augenblicklich still und hielt Josefa nur fest am Kleide gefaßt. Constantin blickte voll trotziger Scheu auf den Mann, den er sogleich als denjenigen wieder erkannte, der ihn so roh und gebieterisch der Heimath entrissen, als er dahin zurückgeflohen war unter dem Dunkel der Nacht, und Josefa

war so erschrocken, daß sie in der Bestürzung keine Worte fand, um Herrn Borbeck aufzuklären. Ein Blick indessen auf des Knaben Gesicht, der so vollkommen die Züge seines Vaters trug, sagte dem Eingetretenen Alles und ohne Josefa's Entschuldigung abzuwarten, fragte er zürnend:

„Was geht hier vor, Josefa? War die Lehre, die das Schicksal Dir einmal gab, nicht hinreichend, — kann man denn nichts, nichts auf der Welt Deiner Sorge und Gewissenhaftigkeit anvertrauen? Soll das Kind Schaden nehmen, muß ich es treueren Händen übergeben?"

Eine lichte Gluth färbte die bleichen, vergrämten Wangen Josefa's, als sie mit demüthiger Festigkeit antwortete: „Ich vergaß meine Pflicht nicht, Siegmund; Du kann ruhig sein, kannst mir Manuela getrost überlassen. Dort steht Constantin; er hat auf seiner Durchreise mich mit diesem Wiedersehen erquicken wollen, und nur

meine Freude darüber, meine Zärtlichkeit that Manuela weh."

Der gleichgültige geringschätzende Blick, den Herr Borbeck auf dem Knaben hatte ruhen lassen, wandte sich jetzt zu Manuela, die besorgt und mit einer Ahnung der schlimmen Folgen, die ihre kindische Unart heraufbeschworen hatte, auf Josefa's schmerzlich bewegtes Gesicht sah.

„Komm hierher mein Täubchen, komm zu Deinem Onkel, wenn man Dich vergißt und vernachlässigt," sagte er, der Kleinen die Arme entgegenbreitend, „Du weißt, Du darfst nicht weinen."

Aber das Kind schüttelte stumm und trotzig das schwarzgelockte Haupt, es umfaßte die mütterliche Freundin nur fester und blieb, wo es war.

Geärgert wandte Herr Borbeck sich ab; an diesem stummen Trotz des Kindes glitten alle seine Liebkosungen ab, wie an Stein.

„Wolltest Du die Abschiedsscene beschleunigen,

Josefa?" bat er bestimmt. „Ich möchte ruhig und ohne Sorgen um Manuela, die nicht zum zweiten Male erregt werden soll, ins Comtoir gehen. Schaffe den jungen Menschen hin, wohin er gehört, oder wo er zu Hause war."

Trotz seiner Jugend erwachte Constantins Selbstgefühl; eben weil er seine Geschichte kannte, war er so leicht verletzt. „Entschuldigen Sie, daß ich überhaupt kam," sagte er, nicht ohne gereizt zu sein, „der Wunsch, die Mutter zu sehen, war gar zu mächtig und ich glaubte, sie sei ihre eigene Herrin."

Ton und Ausdruck überraschten Herrn Vorbeck, ihn, den Allmächtigen seines Hauses, der nur Demuth und Gehorsam kannte. Er maß den kecken Sprecher mit kühler Verwunderung von Kopf bis zu Fuß.

„Ihre Mutter?" fragte er zögernd; „Josefa, soll denn diese nichtswürdige Comödie nie ein Ende nehmen?"

„Schweig', o schweig'," rief die arme Frau bittend und mit ungewohnter Hast, „o Siegmund, sei nicht grausam!"

Aber Constantin riß jetzt verletzter Stolz und inniges Mitleid hinaus über die kindliche Befangenheit. „Ich weiß es, weiß Alles," sagte er, „und nenne Dich dennoch meine Mutter, bis Du selbst es mir verbietest. Ich komme nicht eher wieder, als bis ich ein Mann bin, als bis ich Dir Etwas sein kann, und bis dahin lebe wohl und bewahre mir Deine Liebe. Verdienen will ich sie, verlaß Dich darauf, es ist das Beste, was ich erringen will." Er nahm sie fest und zärtlich, wie auf sein gutes Recht vertrauend, in die Arme und sie wagte es, trotz Siegmunds starr auf sie gerichteten Blick, ihre bleichen Lippen auf seine Stirn zu drücken.

Auch Constantin sah diese stumme Warnung, gegen die Josefa taub blieb. „Die kleine Puppe

da wird nicht daran sterben," sagte er mit finsterem Spotte.

Aber das Kind war längst still geworden; instinktartig merkte es, daß dieser Knabe ärmer und und einsamer war, als sie, daß sie Josefa großen Schmerz bereitet hätte, und um die Welt hätte sie ihre Unart wieder gut machen mögen. Aber das war nun zu spät — Constantin riß sich nach einem letzten stürmischen Kusse so eilig los, als brenne der Boden unter seinen Füßen. Er sah, oder wollte nicht sehn, daß seine kleine Widersacherin ihm die Hand zur Versöhnung hinhielt.

Erst als sie allein waren, brach Herrn Vorbecks ganzer Unmuth los; eine Fluth schneidender Vorwürfe und spöttischer Bemerkungen ging über Josefa dahin, deren heiße Thränen wie eine Centnerlast auf das Herz des Kindes fielen, das sich als die alleinige Ursache dieses Kummers betrachtete.

Dennoch, so verwöhnt Manuela in mancher Beziehung war, so eigenwillig und leidenschaftlich, —

Herr Vorbeck übte einen geheimen Druck auch auf sie. Ihn gegenüber erstarb des Kindes Thatund Willenskraft, sie hatte nie probirt, wie weit sie die Flügel über den Bereich seines Willens hinaustrügen, sie war so energielos unter seinem Einflusse, daß sie gar nicht daran dachte, dieselben zu versuchen.

Selbst ihr Eigensinn war eine Schwäche der Gewohnheit, der leiseste Gedanke, daß es um sie und in ihr jemals anders werden könne, war unterdrückt worden, noch ehe er geboren war.

So wagte sie denn auch in des Onkels Gegenwart ihre Unart weder einzugestehen, noch abzubitten; wie ein kleines Bild von Stein stand sie neben Josefa, nur leise ihre Hand küssend und streichelnd. Erst als er gegangen war, der Gefürchtete, machte ihr junges Herz sich Luft und klagte sich leidenschaftlich an, daß sie Josefa Schmerz und Kummer gemacht, daß sie ihr Thränen erpreßt habe.

„Aber wer ist Constantin, Tante Josefa?“ fragte sie endlich, „woher kommt er, woher kennt er Dich und warum nennt er Dich Mutter?“

Josefa zog sie fest an sich, „willst Du gut sein, Manuela, nicht weinen und dadurch Deine Gesundheit gefährden und mich betrüben?“ fragte sie, „dann will ich es Dir sagen.“

„Ich weine gewiß nicht,“ betheuerte die Kleine.

„Er heißt mich Mutter, weil ich ihn so liebe,“ sprach Josefa sich gewaltsam beherrschend.

Das Kind sann nach, „und wie liebst Du mich?“ fragte es.

„Eben so, Manuela; ihr seid Beide die Kinder meines Herzens. Du darfst bei mir bleiben, immer — so lange Du willst, so lange ich lebe. Du hast meine Sorge, meine Gesellschaft, meine Zärtlichkeit. Er aber muß immer fern sein, er hört kein Wort aus meinem Munde, ich pflege ihn nicht, wenn er krank, ich tröste ihn nicht, wenn er traurig ist.“

Die Augen des kleinen Mädchens füllten sich mit Thränen. „Er soll nicht ganz allein sein, Tante Josefa, Du sollst ihn lieben dürfen. Laß ihn wieder kommen — gewiß, ich will nicht mehr unartig sein.“

Frau v. Eltach zog das Kind in ihre Arme, — „das geht nicht, Manuela.“

„Aber warum nicht?“ drängte die Kleine, ungewohnt des Widerspruchs, voll Eifer. „Sag' es mir, Tante Josefa, warum es nicht geht; ich will so gerne wissen, woher er gekommen ist und zu wem er geht und weshalb er traurig und allein ist!“

Josefa trocknete rasch ihre Thränen und schaute dem Kinde ernst und liebevoll in das glühende Gesichtchen. Wenn Du groß bist, Manuela, dann sollst Du Alles erfahren, nimm meine Hand darauf. Jetzt bist Du zu jung, Du würdest mich nicht verstehen und durch Fragen mich nur quälen und tief, ach tief betrüben. Hat Manuela

mich so lieb, daß sie sich bezwingen und mir diesen Schmerz ersparen will?"

Mit allem Ungestüm der Jugend flog das Kind auf ihren Schoß und herzte und küßte sie.

„Ich frage Dich gar nicht mehr," flüsterte es, als es zu Athem kam, „nur das Eine noch: Hast Du mir auch vergeben, daß ich so bös war und durch mein Schreien den Onkel herbeizog?"

„Gewiß, mein Liebling, gewiß."

„Bin ich auch wieder Dein Trost und Deine Freude, wie Du immer sagst?"

Josefa lächelte durch ihre Thränen und nickte, und das war das Letzte, was für eine lange Zeit zwischen diesen beiden Menschen über die eben stattgehabte Scene geredet wurde. Vergessen war sie nicht; lange, lange hingen Josefa's Gedanken an den flüchtigen Minuten dieses schmerzvollen Wiedersehens, die wie ein Blitzstrahl, grell und scharf ihre Verlassenheit beleuchtet hatten; lange

harrte sie umsonst einem Lebenszeichen von Constantin entgegen, bis sie endlich dem Gedanken Raum gab, ihn, wie vorher, völlig verloren zu haben. Das Beisammensein war so kurz, die Unterbrechung so jäh und gewaltsam gewesen, daß der bestürzten Frau keine Zeit zu Fragen und Erörterungen blieb; daß ihr Nachruf, ihre flehentliche Bitte um Nachricht in dem Ungestüm und der Gereiztheit des davonstürmenden Jünglings überhört wurde.

Auch Manuela's empfängliche Seele war erfüllt von den Erinnerungen dieses Tages; manche Stunde gaben sie ihrer lebhaften Phantasie Stoff zu Bildern, Plänen und Wünschen, die aber alle erstorben waren vor dem Blick des Onkels, der wie ein Bann das Kind gefangen hielt, und jede freie Entwickelung ihrer Natur, jede unbefangene Aeußerung ihres Gefühls hemmte.

Obgleich Herr Borbeck die Kleine überschüttete mit reichen Gaben und sie in dieser Beziehung

geflissentlich seinen eigenen Kindern vorzog; obgleich er den Entbehrungen kindischer Lust, die er über sie verhängte, so geschickt den Mantel väterlicher Liebe umzuhängen wußte, er konnte das Herz des kleinen Mädchens nicht gewinnen. Instinctartig fühlte sie, daß seine Sorge und Zärtlichkeit einer ganz anderen Quelle entsprang, als die Josefa's; der schlaue Mann, der die Welt so trefflich zu blenden verstand, konnte das Kind nicht täuschen.

Dieselbe Scheu, welche ihre unglückliche Mutter beherrscht hatte, war auf Manuela übergegangen und artete nicht selten in offenen, finstern Trotz aus. Je unmotivirter dieses scheue, abstoßende Wesen so viel Liebe gegenüber erschien, je geduldiger nahm Herr Borbeck es auf. Vor der Welt übernahm er selbst ihre Entschuldigung, indem er auf ihre krankhafte Reizbarkeit und Melancholie hinwies und die kummervolle Miene, mit welcher das geschah, zeigte deutlicher noch als seine halben

andeutenden Worte, wie bedenklich diese Krankheit sein mußte und welche Sorge sie ihm verursachte.

So gewöhnte man sich allmälig daran, Manuela als eine wirklich Geisteskranke zu betrachten und zu behandeln; man konnte es nur rühmen, daß der Vormund sie in gänzlicher Abgeschlossenheit erzog, und man bewunderte die Liebe und zarte Aufmerksamkeit, mit welcher er ihre Einsamkeit schmückte.

Sie erblühte in wunderbar entzückender Schönheit, aber wie man ihr Alles gegeben hatte, nur keine Kindheit, so nahm man ihr auch jetzt die Jugend. Ihre beiden Cousinen waren nur wenig älter als sie, Manuela hatte schon eine Ahnung von den Freuden einer glücklichen Mädchenzeit, als jene in die Welt eingeführt wurden. Jung, froh und lebhaft nahmen sie voll Lust alle die neuen Eindrücke in sich auf, die sich ihnen boten; das Band zwischen ihnen und dem einsamen

Mädchen wurde von Tag zu Tag lockerer, der Weg in die Gemächer desselben fast vergessen.

Ein lautes und geräuschvolles Leben begann im Hause, die Eltern, die stets auf einem großen Fuße gelebt hatten, wollten, daß nun auch die Kinder ihre Jugend genössen, wie Frau Borbeck das nannte.

Der einzige Sohn des Hauses war Offizier geworden und Herr Borbeck, gewarnt durch die Erfahrung, war weniger hart als einst sein eigener Vater mit Paul; er behielt den Sohn im Lande.

Aber der junge Husaren-Lieutenant wollte auch standesgemäß leben; die Neigung seines Herzens, die einem armen adeligen Fräulein galt, konnte die schwache Mutter nicht durchkreuzt sehen; Herr Borbeck mußte also mit seinen Mitteln einen zweiten glänzenden Haushalt gründen und erhalten.

Natürlich nahmen die Töchter dieselben Rechte

in Anspruch; auch sie wollten ihrem Herzen folgen, ohne deshalb ihre Gewohnheiten zum Opfer zu bringen, es war ein Glück, daß Herr Vorbeck ein reicher Mann war.

Der Glanz und der Jubel der Feste, die den Töchtern des Hauses galten, drang in Manuela's stille Zimmer, aber sie wurde nicht berufen, die Lust zu theilen. Ob sie es wünschte, — sie verrieth es nicht, durch keine Frage, durch keine Klage, und Josefa, deren Herz blutete, wenn sie das einsame Leben dieses jungen, schönen Kindes überschaute, hütete sich, eine Sehnsucht zu wecken, die doch nicht zu stillen war.

So hatte Manuela ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt und wurde, nach den Gesetzen des Landes, da sie für geisteskrank nicht förmlich erkannt war, majorenn erklärt. Dieser Lebensabschnitt, sonst bedeutungsvoll in den bürgerlichen Verhältnissen unserer Zeit, brachte keinerlei Wechsel in das Leben Manuela's. Systematisch in einer

hülfsbedürftigen Abhängigkeit erzogen, wußte sie doch die Freiheit nicht zu gebrauchen, die sie in unklarem Verlangen oft so heiß ersehnte. Herr Vorbeck hatte von dieser vermehrten Freiheit nur gesprochen, als von einer Berechtigung, mehr Geld verbrauchen zu dürfen als früher. Was aber kümmerte das junge Mädchen, das gelebt hatte wie die Lilie auf dem Felde, Geld und Gut? Uebersättigt bis zum Ueberdruß durch Luxus und Wohlleben, erschien ihr die Berechtigung, die eigene Verwalterin ihres Vermögens zu sein, wie eine unangenehme Nothwendigkeit und sie nahm das ziemlich gleichgültig vorgebrachte Anerbieten des Onkels, auch fernerhin der Curator ihres Vermögens und des ganzen weitläufigen Etablissements sein zu wollen, mit größerer Dankbarkeit auf, als irgend eine Freundlichkeit, die er ihr sonst erwiesen hatte.

Von einer Aenderung und vermehrten Selbstständigkeit ihrer eigenen Stellung, oder gar einer

Trennung von der Familie ihres Onkels, war nie die Rede gewesen. Manuela wagte einen so kühnen Gedanken gar nicht auszudenken. Wohin auch hätte sie mit der Tante Josefa, die so gedrückt sich von der Welt zurückzog, sich wenden sollen? Wer hätte ihr Schutz und Berather sein sollen, wer für all' die tausend nothwendigen Dinge sorgen, die nun einmal zum Leben gehören und doch nur im Verkehr mit der Außenwelt zu erlangen sind? Einen Freund hätte sie haben müssen, einen treuen, festen, männlichen Freund, und sie erröthete manchmal bei dem Gedanken, als sie sich heimlich bei der Wahrnehmung ertappte, daß dieser Freund immer jung und schön in ihrer Phantasie erschien.

Wie froh, wie geliebt waren ihre Cousinen dem fremden Manne gefolgt, dem sie sich und ihr Geschick anheimgaben, wie ruhig und vertrauend hatte der Vater ihnen nachgeblickt! An der Seite eines Gatten, da mußte man doch geborgen sein

in der Welt; Manuela sah das ja täglich. Allein das war nicht das Loos, das sie erwarten durfte, sie sah das selbst ein, wenn sie auch oft traurig bei solchen Betrachtungen wurde, die ihrer blühenden Jugend widersprachen.

Sie kannte gar Niemand, und Niemand kannte sie; sie wußte es, daß man sie mitleidig betrachtete, wie eine Geisteskranke, und wenn sie manchmal, in momentanem Auflodern ihres Stolzes und ihrer Energie, dagegen sich empörte, so kamen doch auch Stunden, wo sie verwirrt und geängstet den Zweifeln selbst unterlag, ob sie völlig gesund und geistesklar sei, und sich dann trübsinnig und willenlos Josefa's ewig milder liebevoller Leitung überließ.

Ein einziges Mal hatte sie gewagt, mit ihrem Onkel über ihren körperlichen und geistigen Zustand zu reden und Rechenschaft zu erbitten über die Sorgfalt und ängstliche Bewachung, die man ihr zu Theil werden ließ. Seine Antworten, halb

und ausweichend wie immer, waren wenig geeignet, Manuela zu beruhigen. Sie erfuhr nur, daß diese aufmerksame schonende Behandlung einer zu befürchtenden Geistesstörung vorbeugen solle, der, wie Herr Vorbeck behauptete, ihre Mutter erlegen und die in der Familie derselben erblich sei. War etwas im Stande, den letzten Rest klaren, scharf durchdachten Willens zu brechen, den das junge Mädchen sich bewahrt hatte, so war es diese Mittheilung. Leidenschaftlicher Schmerz und ewige Angst vor irgend einer Katastrophe, die ihren Geist in Dunkel hüllen könnte, wechselten mit tiefster Niedergeschlagenheit, mit dumpfer Resignation, die dem unvermeidlichen Schicksal entgegensah.

Josefa's milde, unerschöpfliche Liebe, ihre ruhigen Trostes- und Vernunftgründe waren das einzige Gegengewicht dieses furchtbaren Geistesdruckes, und wirklich gelang es ihrer Ausdauer, die Energie ihres Lieblings in so weit über Wasser

zu halten, daß sie die Pflege ihres Geistes und Körpers nicht außer Acht ließ, um wenigstens dem gefürchteten Schicksal vorzubeugen.

Während hier eine in aller Schönheit und Lieblichkeit blühende Natur systematisch zu Grunde gerichtet wurde, war Herr Vorbeck für sein eigenes Wohl unausgesetzt thätig gewesen. Gleich nach Manuela's Majorennität hatte er sich vom Geschäfte zurückgezogen.

Man wollte behaupten, daß er nicht als ein reicher Mann in das Privatleben getreten sei, denn es war bekannt, daß die letzten Jahre seiner geschäftlichen Thätigkeit reich an Verlusten und arm an Credit gewesen waren. Achselzucken und Kopfschütteln seiner Bekannten zeigte genugsam, was man von dem fortgesetzten Luxus hielt, mit dem er den eigenen Hausstand führte und den seiner Kinder unterstützte. Er selbst jedoch schien nur Sinn und Zeit für Manuela's Angelegenheiten zu haben, es war auffallend, mit welchem

Eifer er sich ihren Geschäften widmete und man war doch einigermaßen erstaunt, daß die Vermögensverhältnisse der jungen Erbin so vollkommen arrangirt waren, als er dem Gerichte die letzte Rechenschaft darüber ablegte.

Manuela hatte keinen vernünftig motivirten Grund finden können, ihm zu mißtrauen, und unerfahren und unpraktisch, verlangte sie nicht einmal Einsicht in ihr Vermögen, ehe sie es seiner alleinigen und unumschränkten Verwaltung freiwillig und unbedingt aufs Neue übergab. Gleichgültig und unwissend über die Bedeutung, unterzeichnete sie die Vollmacht, die ihm unbeschränkte Disposition gab — sie war dankbar, ruhig und unbehelligt in den Gewohnheiten weiter leben zu dürfen, die ihr Jugendleben bildeten.

Der Zeitpunkt ihrer Volljährigkeit fiel gerade in die Periode ihrer tiefsten Niedergeschlagenheit, eben als der Onkel sie bekannt gemacht hatte mit dem dunkeln Verhängniß, das über der Familie

ihrer Mutter walten sollte und ihrer selbst zu warten schien. Sorgen und Mühe um ihr materielles Wohl würden ihr jetzt wie ein grausamer Hohn erschienen sein, da sie stündlich dem Augenblicke entgegensah, wo ihr Leben in Nacht versank. Dieser gedrückten verzweiflungsvollen Stimmung brachte Herr Borbeck, der seine Kinder verheirathet hatte, denn auch wohl das Opfer, mit seiner Frau seinen Geburts- und Wohnort zu verlassen und ganz nach Eltach überzusiedeln. Dort wollte er sich einzig Manuela's Geschäften widmen, und diese sollte in der Stille und Abgeschiedenheit einer schönen, üppigen Natur noch sorgsamer leben, als das bisher in der Stadt möglich gewesen war.

Dieser Entschluß des Herrn Borbeck schien in der That reiflich und weislich überlegt. Es lag auf der Hand, daß ihm die Leitung des Hüttenwerkes aus so weiter Entfernung lästig, daß die häufigen Reisen dorthin bei zunehmendem

Alter ermüdend für ihn werden mußten. Eigene Verpflichtungen hatte er nicht; unabhängig, ohne Geschäft, war es gerechtfertigt, daß er sich die Arbeit für Manuela's Wohl erleichterte; natürlich, daß das schöne, vielbedauerte Mädchen sich aus einer Welt, die ihr keine Freuden bot, in die Stille des eigenen Besitzthums sehnte; es war endlich höchst rührend, daß Herr Vorbeck, dessen eigene Kinder alle das Haus verlassen hatten, voll Liebe und Anhänglichkeit die Nähe derjenigen suchte, die er wie ein eigenes Kind liebte.

Man ging also nach Eltach, und Josefa sah nach einem Zeitraum von achtzehn Jahren die Heimath wieder, die nicht mehr die ihrige war. Sie war fremd geworden, fast Allen, aber ihr, ach, wie war ihr Alles so schmerzlich lieb und bekannt! Sie bewohnte mit Manuela die oberen Gemächer, in denen sie als junge, glückliche Frau mit Oswald gelebt, wo Constantin auf ihren Knieen gespielt, in welchen sie später Manuela

als eine Strafe, als einen Trost, zum Vermächtniß empfangen. Sie mied mit ängstlicher Scheu die Stadt, in der sie verurtheilt und begnadigt war, wo noch viele der Bekannten lebten, die im ersten Zweifel und erster Unsicherheit über das Entschuldbare oder Verdammenswerthe ihres Thuns sie verlassen hatten. Jetzt hatte man vergessen und vergeben — aber Josefa hielt sich mit ängstlicher Scheu selbst zurück, um so mehr, da Manuela, in den goldenen Fesseln weiter lebend, die Herr Vorbeck ihr angelegt, Besuche weder machen wollte, noch sollte.

Dennoch erblühten beide Frauen in der ländlichen Abgeschiedenheit und Schönheit ihrer neuen Umgebung zu viel größerer Ruhe und Zufriedenheit, als sie je selbst es geträumt, und Herr Vorbeck, der für seinen Schützling hier in der That keinerlei Gefahr erblickte, die hier weder Aufregung, noch Wünsche nach geselliger Freiheit und Freude oder gar Männerbekanntschaften zu

fürchten hatte, deren scharfer Blick es erspähen konnte, daß die schöne Erbin nicht so gar krank sei, wie man sie machte, hielt die Zügel ein wenig lockerer. Manuela durfte daher den Park und selbst den Wald ziemlich uneingeschränkt unter Josefa's Schutz besuchen, ja endlich allein umherstreifen. Es war still und sicher umher, mehr als Alles schützte die schöne Wandrerin das Gerücht, das ihr sorgsam vorausgeschickt war, sie sei ein Kind der tollen Spanierin, die unter dem prächtigen Monumente des Dorfkirchhofes begraben liege, und verrückt, wie ihre Mutter.

Das Landvolk und die Arbeiter des Eisenwerkes flohen scheu vor ihrer Nähe, wenn sie, weiß und schlank wie die Waldfee, zwischen dem Laubwerk des Waldes daher wandelte, oder sinnend an dem Ufer des Weihers saß und den Wolken nachschaute, die sich in der klaren, unbewegten Oberfläche des Wassers spiegelten.

So waren zwei Jahre verrauscht und ver-

träumt, in unklaren Wünschen und nutzlosen Kämpfen, ohne daß sie die Kraft gefunden hätte, ihr Leben durch eigenes festes Wollen umzugestalten. Es war noch immer, als wenn sie im Hause ihres Onkels lebe, Niemand würde bemerkt haben, daß die Rollen gewechselt waren, daß sie die Herrin in Eltach war.

Theilnahmlos unterschrieb sie, was er ihr vorlegte, ohne zu fragen oder darüber nachzudenken, ob ihr Interesse dadurch gefördert oder gefährdet wurde. Was alle Welt wußte, daß das Hüttenwerk von Eltach demnächst in ein ganz großartiges Actienunternehmen umgewandelt werden sollte, als dessen Director Herr Vorbeck genannt wurde, war Manuela unbekannt und würde auch kaum ihre Verwunderung rege gemacht haben. Die schöne, comfortable Einrichtung ihres Zimmers, das für ihre Bedürfnisse reichliche, für ihr Einkommen lächerlich geringe Taschengeld, welches sie erhielt, befriedigte ihre Ansprüche; sie

wußte und fragte nicht, wo der Rest blieb. Denn selbst die Freude, Gutes zu thun, war ihr genommen; die geflissentliche Absonderung, in welcher ihres Vormundes allzuzärtliche Sorge sie gehalten, die Scheu vor ihr, welche er ruhig fortwuchern ließ, richtete unübersteigbare Schranken auf zwischen ihr und den Hütten der Armuth. Wie Liebe und Glück, so kannte sie Noth und Elend nur aus Büchern.

Sie hatte, nun sie erwachsen war, Josefa's traurige Geschichte erfahren; nach dieser Seite hin hatte Herr Borbeck Manuela's Gefühl und Theilnahme nicht abstumpfen können, wie das bei der Wahrnehmung materieller Interessen der Fall war. Einer Frage nach Constantin, dessen Bild durch keine neuen, wechselnden Eindrücke verwischt wurde, einer Frage nach der Bedeutung des nie vergessenen Auftrittes wollte Herr Borbeck dem erwachsenen Mädchen gegenüber um so weniger ausweichen, als eine solche Mittheilung

seinen Plänen und Absichten durchaus ungefährlich schien.

Wirklich hatte dieselbe auch keine andere Folge, als daß das junge Mädchen, wenn es möglich war, sich noch inniger an die milde Frau schloß, die ihr in so treuer Liebe Vater und Mutter ersetzt hatte; daß sie durch vermehrte Zärtlichkeit Herrn Vorbecks Reden den Stachel zu nehmen suchte, wenn er vorsichtig und andeutend deshalb um so gehässiger durchfühlen ließ, Josefa habe nicht vollkommen ihre Pflicht am Krankenbette gethan, sondern Zeit und Liebe getheilt zwischen Constantin und Manuela's Mutter.

Wenn das junge Mädchen auch lebendig vom Gegentheil überzeugt war, so konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß die trübe, dunkle Winterszeit, in welcher ihr Geburtstag und gleich darauf ihrer Mutter Sterbetag fiel, auch winterlich Josefa's Stimmung berührte, daß besonders hier in Eltach in dieser Zeit ihre mühsam errungene Gelassenheit

verwehte, wie draußen das dürre Laub vor dem Decembersturm. So wenig konnte Manuela thun für das einzige Wesen, das sie liebte, sie wollte wenigstens den gleißnerischen Schein der Freude und des Glückes verbannen, mit welchem Herr Borbeck in schneidendem Contrast zu Josefa's stillem Jammer diesen Tag wie einen Festtag des Herrn zu umgeben liebte. Diese heißen Thränen der armen Dulderin sollten geehrt werden. — Manuela erklärte plötzlich, daß die Leidens- und Sterbezeit ihrer Mutter Freudenbezeugungen für sie ausschließe, daß sie in voller glühender Sommerzeit ihren Namenstag statt ihres Geburtstages gefeiert zu sehen wünsche, und Herr Borbeck, der eifrig jeden Wunsch Manuela's gewährte, welcher nicht an den goldenen Fesseln rüttelte, die er ihr angelegt hatte, ging bereitwillig darauf ein.

Zum ersten Mal war dieser Tag in Eltach festlich begangen; Manuela's Verwandten, die Kinder und Schwiegerkinder des Herrn Borbeck,

waren dazu herbeigekommen, er selbst von einer Reise heimgekehrt, und traurig lächelnd stand das schöne Geschöpf unter der Fülle von Blumen und Geschenken, unter denen kein liebendes Herz war. Sie dankte verbindlich, aber fremd, sie konnte nicht heimisch sich fühlen unter diesen Menschen. Gewaltsam hielt sie die Thränen fest, die in den schwarzen Augen zitterten, fast mit eigensinniger Ungeduld verlangte sie nach Josefa, um sich zurückzuziehen.

Erst oben in ihrem Zimmer, erst als die eigene Erregung besänftigt war, bemerkte sie Josefa's Unruhe, ihr verweintes Gesicht.

„Bist Du auch heute traurig?" fragte das junge Mädchen sanft, „knüpfen sich denn an alle die Tage, die sie meine Ehrentage nennen, Leid und Thränen für Dich? Du sollst nicht den Erinnerungen Dich hingeben an das, was Dir verloren ist, Du sollst hoffen auf das, was der Himmel Dir vielleicht erhalten — auf Deinen Sohn."

„Manuela," sagte Frau v. Eltach zitternd, „er ist ja da!"

„Wer?" schrie das junge Mädchen aufgeregt.

„Constantin," sagte Josefa bang und leise und doch so beseligt.

Mit einem Freudenschrei, mit all' dem leidenschaftlichen Entzücken, das sich zuweilen aus der Tiefe dieses wunderbar verschlossenen Herzens Bahn brach, drückte sie die mütterliche Freundin an ihr Herz. „Mein Hoffen," jauchzte sie, „mein Beten, mein Traum!"

XV.

Der laue Sommerwind, der einige Wochen später durch Manuela's geöffnete Fenster zog, bewegte spielend die reichen Vorhänge, welche die schöne Bewohnerin dieser Räume den seltenen Blicken entzogen, die dort hinauf sich wandten. Das junge Mädchen lehnte ernst und gedankenvoll in den Kissen des Sophas, bleicher noch als sonst und mit einem Zuge des Schmerzes um den feinen, lieblichen Mund, der fast auf körperliches Leiden schließen ließ. Sie liebkoste einen schön gefiederten Canarienvogel, der auf ihrer Hand saß und sich zutraulich diese Freundlichkeit gefallen ließ, und schien nicht allzu aufmerksam Frau Josefa zuzu-

hören, die mit ihrer sanften, melodischen Stimme vorlas.

Plötzlich erhob sich das junge Mädchen, trat an das geöffnete Fenster, und die geschlossene Hand rasch öffnend, nöthigte sie den kleinen Sänger, von der Freiheit Gebrauch zu machen, die sie ihm bot.

Frau v. Eltach, die mit den Augen der hastigen Bewegung Manuela's gefolgt war, sprang verwundert auf. „Was thust Du, Manuela?“ sagte sie erschrocken und vorwurfsvoll — „was wird der Onkel sagen? Ich glaubte, der Vogel sei Dir lieb; er war so zutraulich, so zahm, ein kleines Wunder von Gelehrsamkeit und Onkel Siegmund hat ihn eigens für Dich abrichten lassen.“

Manuela schüttelte den Kopf; „ich hasse die Gefangenschaft, zumal die im goldenen Käfig,“ sagte sie. „Hat Onkel Siegmund dadurch mein eigenes Loos mir anschaulich machen wollen? Es war nicht weise von ihm, Tante Josefa!“

„Sei nicht so bitter, nicht so trübe," bat Josefa; „wenn Du wüßtest, wie mich das betrübt! Glaubst Du denn, es wäre gut und klug, wenn man es Dir machte, wie dem armen kleinen Thiere? Was wird sein Loos sein? Anders gewöhnt wie seine abgehärteten Kameraden, hingewiesen auf die Pflege der Menschen und unbekannt mit den Anforderungen, die das freie unbeschützte Leben macht, wird er nach kurzer Lust dem ersten Wintersturme erliegen."

„Aber doch nach Lust," sagte das junge Mädchen hartnäckig, „wer Freude und Glück gekostet, der mag sterben!"

„Manuela, Manuela, wie Du nun heute sprichst," sagte Frau Josefa traurig, „was lockt Dich denn hinweg von meinem Herzen voll mütterlicher Liebe in eine unbekannte Welt?"

Das schöne Mädchen warf sich mit einem Ausbruch leidenschaftlichen Kummers in Josefa's Arme. „O, Tante Josefa, und sollte ich hernach elend

werden, gleich Dir, einmal möchte ich doch glücklich gewesen sein, wie Du; einmal die Welt geschaut haben, mit dem Gefühle der Freiheit und Kraft, einmal Freundschaft gekannt und Glück gespendet haben!"

Josefa hob ihr sanft das Gesicht in die Höhe. „Weißt Du nicht, daß Gott uns giebt, was uns gut ist; glaubst Du, er enthielte ohne Absicht Dir diese Güter vor, nach denen Dein Herz verlangt? Meiner glücklichen, blühenden Jugend hat es wohl nimmer geahnt, welch' Gewitter darüber hing; so wenig auch weißt Du, was kommende Tage Dir bringen. Es kann heller lichter Sonnenschein sein."

Manuela blickte nachsinnend vor sich hin und kehrte zu dem weichen Sitze zurück, den sie vorhin verlassen. Eine Zeit lang überließ Josefa das junge Mädchen ihren Gedanken, sie wußte, es war das sicherste Mittel, die Wogen ihres stürmisch erregten Gefühls zu ebenen, und dann, nach einer

Pause des Stillschweigens, ergriff sie wieder das Buch, um Manuela's Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken, aber das schien heute nicht das Mittel zu sein, sie zu beschäftigen, oder zu zerstreuen; die kleinsten Nebendinge schienen ihrer Beachtung würdiger zu sein, und plötzlich fuhr sie mit einer hastigen Bewegung empor, daß Frau Josefa abermals, und dies Mal nicht ohne einen milden Tadel im Blick, das Buch vor sich niederlegte. „Was ist nun?“ fragte sie.

Manuela machte eine heftige Bewegung des Stillschweigens und neigte sich horchend vorüber, um zu lauschen. Vorbei war Schwermuth und Erschlaffung; mit blitzenden Augen, die glühenden Lippen leicht geöffnet, stand sie da, ein Bild süßer Erwartung.

„Ein Männerschritt auf der Treppe und der Onkel ist doch ausgeritten,“ entgegnete sie auf Josefa's verwundert fragenden Blick, während das Blut verrätherisch durch die sammtene, goldig

angehauchte Haut ihres lieblichen Gesichtes schimmerte, „wenn er es wäre!“

„Constantin!“ rief in demselben Augenblicke schon Frau v. Eltach mit einem leichten Anflug von Bestürzung, als ein Mann in Jagdkleidung die Portièren auseinanderschlug und auf der Schwelle erschien, „Constantin, wo kommst Du her?“

„Aus dem Walde,“ entgegnete er, „und ich suche Dich. Erschrick nicht, eine Lehre wie die, die ich empfangen, geht nicht unbenutzt vorüber, und wäre auch eine noch so lange Zeit darüber verflossen.“

„Also, ehe ich einen Schritt weiter thue, Fräulein Manuela, frage ich förmlich und feierlich bei der Herrin des Hauses an, ob ich unter ihrem Dache meine Mutter einige Minuten sehen darf, nachdem ich viele Tage da draußen vergeblich geharrt habe und einige Male durch die Diener des Herrn Vorbeck abgewiesen wurde.“

Die süße Befangenheit des jungen Mädchens entschwand unter seinen herben Worten, aber sie weckte keine Empfindlichkeit in ihr. „Können Sie die Unart eines kleinen Mädchens, das seitdem aufrichtig bereut hat, denn nie vergessen?“ fragte sie. „Treten Sie ein, ich bitte Sie, ich bin ja dankbar für jede Freude, die Tante Josefa geboten wird.“

Ihr einfacher, herzlicher Ton beschämte ihn; er grollte mit sich selbst, daß ihn die eigensinnig festgehaltene Abneigung gegen sie so weit fortgerissen hatte, und trat, eine Erwiederung vermeidend, ins Zimmer. Er war unbefangener, als die beiden Frauen; nachdem er Josefa begrüßt und ihr mit jenem Anflug fast kindlicher Weichheit und Innigkeit, die Manuela an dem trotzig ernsten Manne so schön und versöhnend erschien, die Hand geküßt hatte, nahm er in einem Lehnstuhl Manuela gegenüber, die ihren Sitz auf dem Sopha wieder eingenommen hatte, Platz

und bat die Damen, in ihren Beschäftigungen fortzufahren.

„Weiß Siegmund von Deinem Hiersein, Constantin?“ fragte Josefa, und zwar wieder mit dem zaghaften Ton, der ihn allemal verdroß und verstimmte.

„Nein,“ entgegnete er kühl, „mein Besuch gilt ja Dir, Dir allein. Ich hatte nicht die Absicht, mich außer der Herrin des Hauses auch den Mitbewohnern vorzustellen.“

„Diese Auffassung von der Stellung des Herrn Borbeck war auch dem jungen Mädchen so neu und überraschend, daß sie den kecken Sprecher groß anblickte, der, ohne sich dadurch beirren zu lassen, zu ihr gewandt fortfuhr: „Sie sind sehr krank gewesen, Fräulein Manuela? Ich habe große Sorge um Sie und um all' die bangen Stunden gehabt, die die Mutter wieder durchwacht hat. Nur die weitgeöffneten Fenster und Ihr eigener Anblick, als Sie vorhin Ihrem

Vögelchen, wie mir schien, die Freiheit aufdrängten, gab mir die Hoffnung, daß Sie genesen seien, und den Muth, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen."

So lange, so ausschließlich sprach er selten mit ihr auf den Spaziergängen, denen er, trotz Josefa's Aengstlichkeit und Herrn Vorbecks deutlich bezeigtem Mißfallen, sich anschloß.

„O, es war nicht schlimm," antwortete Josefa an Manuela's Statt — und das war dem jungen Mädchen lieb, denn ihr Herz klopfte so schnell und laut, daß ihr das Sprechen schwer geworden wäre — „durchaus nicht, mein Lieber, es war nur eine kleine Unpäßlichkeit, eine Abspannung, die ihren Grund mehr in unnöthig trüben Gedanken und Vorstellungen hat, als in einem wirklich körperlichen Leiden. Allein, dann liebt Manuela weder Blumen noch Sonnenschein — nicht wahr, mein Herz — in dieser Stimmung will sie nichts sehen, als die alte

Tante Josefa, und so finden wir Beide denn in Stille und Abgeschlossenheit uns immer am leichtesten wieder zurecht."

Constantin blickte mit einem ernsten Ausdruck zu Manuela hinüber.

„Ah, ich darf das nicht glauben, ich mag es nicht," entgegnete er dann leichteren Tones, als wolle er einen unangenehmen Gedanken verscheuchen. „Nein, Sie waren krank, sogar sehr krank, Fräulein Manuela; bitte, nehmen Sie mir diese Voraussetzung nicht."

„Aber warum?" fragte sie betreten, „wünschen Sie denn, daß ich Leiden ausgestanden habe?"

„Lieber, als daß sie bösen Launen und trüben Stimmungen unterliegen, die ihre Folgen auch auf diejenigen ausdehnen, die Ihnen in Liebe und Treue und Geduld so nahe stehen, wie die Mutter. Nein, eine Laune, eine Einbildung oder Mißstimmung, die Ihnen selbst den Genuß verleidet, könnten Sie unmöglich bestimmt haben, die theure

Frau durch zehn Tage zur Theilnehmerin Ihrer freiwilligen Gefangenschaft zu machen, und ihr die einzige Freude, die sie außerhalb dieses Hauses sucht, den Verkehr mit ihrem Sohne und den Genuß der Natur, diesen Trost, den auch ein starkes Herz bedarf, selbstsüchtig zu rauben.“

Josefa blickte ängstlich auf Manuela, welchen Eindruck diese scharfen Worte auf ihr verwöhntes, leicht verletztes Gefühl hervorbrächten, und antwortete, als sie sie erröthen und ihre Augen sich umfloren sah, an ihrer Statt: „Wie rasch ist Dein Urtheil, Constantin und dabei, wie mich dünkt, nicht wohlerwogen. Hast Du nie gesehen im Leben, daß eine trübe Richtung der Gedanken, eine Verstimmung Macht und Einfluß über den Menschen gewinnt; daß wir damit wohl einer Schwäche uns hingeben, aber nimmer einem Unrecht?“

„O, gewiß,“ entgegnete er, „wer wie ich in der Welt umhergestoßen wurde, ohne daß Jemand

die Rücksicht für nöthig hielt, mir gegenüber seine Gefühle oder Gedanken zu maskiren, der hat noch viel Schlimmeres zu beobachten Gelegenheit gehabt. Uebrigens wolltest Du sicher nicht sagen, daß Schwäche in tausend Fällen nicht Unrecht sei; Du selbst hast sie wenigstens standhaft vermieden. Was hätte auch werden sollen, wenn Du Deiner Stimmung oder Deiner Laune nachgegeben, und darüber Fräulein Manuela auch nur einen Tag vergessen hättest, da sie ja auf jede Minute Deines Lebens angewiesen ist. Wer hat der Welt ein Beispiel von Kraft und Selbstverleugnung und Aufopferung gegeben, gleich Dir! Und eine Dame, so jung, so bildsam und gut wie Fräulein Manuela, sollte von einer solchen Lehrmeisterin gar nichts gelernt haben? Nein, nein, Mutter, Du überzeugst mich nicht, ich sehe, ich habe eine noch bessere Meinung von Fräulein Manuela, als Du selbst — nicht wahr, mein Fräulein, ich

darf die Ansicht festhalten, die ich ausgesprochen habe?"

Wie tief hatte es den Stachel dieser harten und doch gerechten Rede empfunden, dies junge, kaum dem Lichte sich erschließende Herz, wie grausam klang ihm der scharfe Tadel, den sie noch nie gehört, gerade von diesen Lippen! „Nein, nein," sagte sie, „Sie haben Unrecht. Sie nannten mich bildsam, aber ich bin es wenigstens nicht in dem Grade, daß ich gelernt hätte, den Vortheil zu benutzen, den Sie mir bieten. Ich mag nicht lügen vor Ihnen, selbst auf die Gefahr hin, von Ihrer guten Meinung, die ich aufrichtig hochschätze, das Wenige einzubüßen, was ich etwa davon besitze: ich war nur reizbar, trübe und verstimmt und habe der Gewohnheit, die mir freilich in meinen Kinderjahren als Pflicht hingestellt wurde, nachgegeben und mich in die Einsamkeit zurückgezogen, ohne daran zu

denken, welcher Selbstsucht ich dabei immer gegen Tante Josefa mich schuldig gemacht habe."

Sie sprach rasch, und trotz dieses Bekenntnisses ihrer Schwäche nicht ohne einen Anflug von Stolz. Sie nahm anscheinend ruhig eine weibliche Arbeit zur Hand, die auf dem Tische lag, aber er sah, wie ihre Hände zitterten.

Zum zweiten Male hatte er der feindlichen Stimme in ihm gehorcht, die ihm hieß, ihr wehe zu thun, und doch litt er unter seiner eigenen Härte eben so viel wie sie, litt um so mehr, als er sah, wie peinigend seine herben Bemerkungen, gerade über diesen Gegenstand, auch für Josefa waren.

„Erziehung und Gewohnheit geben da so viele Entschuldigung," sagte er einlenkend, „und Ihre Freunde nehmen so gern eine Rechtfertigung an. Sie haben nach einem so schönen, freimüthigen Geständniß so viel Gelegenheit, an der Mutter und an sich selbst wieder Alles gut zu machen,

daß ich aufrichtig hoffe, Sie lassen sie nicht unbenutzt vorübergehen."

„Ja, auch an sich selbst," fuhr er mit Wärme fort, als sie einen Augenblick die feuchten Augen wie verwundert zu ihm aufschlug. „Sie haben Unrecht, Wald und Flur und Feld zu fliehen, wenn Sie traurig sind. Die Größe und Schönheit der Natur hat Trost für jedes Herz, das sich vertrauend in ihre Arme wirft, sie giebt Kraft und Freiheit und Ruhe. Wie Staub fällt da die Nichtigkeit unserer Sorgen und Kümmernisse von uns, so erhabenem Glanze gegenüber."

Das junge Mädchen nickte stumm mit dem Kopfe, dann ging sie, wohl um ihre Bewegung zu verbergen, hinaus.

„Was thust Du, Constantin?" sagte Frau Josefa, ihr besorgt nachsehend, „Du betrübst und erregst sie in einem Grade, wie das bisher Niemand gewagt hat."

„Das ist schlimm genug," entgegnete er

ernst, „ich möchte mich der Verantwortlichkeit nicht schuldig machen, dieses schöne Wesen durch eine so verkehrte Sorge der heiligsten Menschenrechte zu berauben.“

„Wie so?“ fragte Josefa bestürzt.

„Hat sie nicht ein Anrecht darauf, richtig geleitet und entwickelt zu werden, kann sie von ihren Pflegern nicht verlangen, daß man das Gute, das Gefühl für das Richtige und Gerechte in ihr weckt und pflegt, statt daß man sie aufwachsen ließ in träumerischer Selbstsucht, in Unthätigkeit und Launen und thörichter Einbildung, bis diese Schmarotzerpflanzen den frischen Keim des Lebens zu ersticken drohen? Ist das nicht ein moralischer Mord?“

„Constantin, Constantin,“ rief die geängstete Frau, „mache mich nicht irre an einem zwanzigjährigen, und Gott weiß es, treu gemeinten Walten! Laß nicht Alles um mich in Trümmer sinken, was ich gewirkt im Leben, ich bin

zu alt und müde, um nochmals wieder aufzubauen!"

„Meine theure, theure Mutter," sagte er zärtlich und begütigend, „Gott verhüte, daß ich Dich beunruhige, statt, wie ich will, Dir ein Trost und Halt zu sein. Wer hat denn während zwanzig Jahren Dir den Weg vorgezeichnet, den Du gehst, und Deine Augen verblendet mit thörichter Angst? Glaubst Du, daß nicht Herr Vorbeck sich ein Ziel, ein sicheres Ziel gesteckt hat, wohin dieser Weg führt? Ich rede frei und vielleicht hart, um Dir die Augen zu öffnen. Glaube mir, Manuela's Natur, ich muß das zugestehen, trotz des Vorurtheils, was mich ihr gegenüber befangen hatte, ist eine so tüchtige, daß sie diesem schleichenden Gifte einer systematischen Verzärtelung noch nicht erlegen ist. Unentwickelt sind die Keime zu Großem und Gutem in ihr, aber noch nicht erstickt. Dieser ewige Kummer und Trübsinn ist nichts, als das Ringen einer ursprünglich edlen,

stolzen Natur nach Freiheit des Denkens und Handelns."

„Das hat mir Niemand gesagt, als Du," sagte Frau Josefa sinnend und zweifelnd.

„Liebt Dich denn auch Jemand wie ich, sah Jemand so tief in Euer Leben, gleich mir?" sagte Constantin. „Hütet Euch — die Natur läßt sich nicht unterdrücken, sie fordert gebieterisch ihre Rechte, und wirft Zwang und Fesseln von sich, wenn das Herz erwacht."

„Das mag Gott verhüten," rief Frau Josefa feierlich, „was sollte daraus werden, wenn wirklich Manuela einst Liebe empfände!"

Der junge Mann lachte hell auf. „Eine recht glückliche Frau und Mutter, wenn sie einen vernünftigen Mann bekommt."

„Constantin, wie leichtfertig," erwiederte Frau Josefa ernst und tadelnd. „Du weißt es doch, welchen Gefahren Manuela in Betreff ihrer Ge=

sundheit entgegensieht; daß sie nie, nie daran denken darf, eines Mannes Weib zu werden.“

„Das sagt Herr Vorbeck,“ entgegnete er, „aber eben deshalb ist es anders. Jetzt ist sie durchaus nicht krank, sie wird nur gewaltsam dazu gebracht. Hätte sie den leisesten Keim zur Schwindsucht, die geringste Disposition zu Geistesstörung in sich, eine Behandlungsweise, wie sie sie erfuhr, würde diese Anlagen mit überraschender Schnelligkeit entwickelt haben. Welche Kraft muß dieser Natur innewohnen, daß sie dem widerstand, daß sie nur gelegentlichem Trübsinne, nicht dem Stumpfsinne anheimfiel! Du hast mir selbst von ihres Vaters feuriger, lebensvoller Jugend erzählt, Du hast mir berichtet, daß ein unglücklicher Schuß seine Lunge zerstörte, und jetzt soll von einem Brustübel die Rede sein, das seiner Tochter erblich ist. Wenn Du die Mutter noch wenige Stunden vor ihrem Tode gesprochen und ihre Wünsche und Reden so klar gefunden hast, daß

sie zur bindenden Verpflichtung für Dein ganzes Leben werden konnten, so darf man doch unmöglich von Wahnsinn sprechen, nur, weil sich in der Nacht ein Fieber-Delirium einstellte und sie zufällig darin verschied? Der unwissendste Arzt würde die hübsche Comödie, die Herr Vorbeck spielt, durchschaut haben, wenn Manuela's gute Natur den Rath eines solchen nicht überhaupt überflüssig gemacht hätte und derselbe, in den wenigen Fällen, wo er nothwendig war, nicht durch Herrn Vorbecks Erzählungen befangen gemacht wurde. Was ich weiß, habe ich freilich nur durch Deine Erzähluugen und eigene Anschauung combinirt, aber es paßt zu dem Ganzen nur zu genau, wenn Herr Vorbeck mir den Eintritt in dies Haus so sehr als möglich erschwert. Er würde ihn mir ja ganz gewehrt haben, wenn meine ziemlich deutlichen Bemerkungen ihm nicht gezeigt hätten, daß ich ihn durchschaue und nicht gesonnen bin, ihn zu schonen. Herr Vorbeck ist zu klug,

um einem solchen hartnäckigen Widersacher offen vor den Kopf zu stoßen — er stellt ihm lieber heimlich ein Bein."

„Wie hart bist Du geworden, Constantin, wie bitter manchmal in Deinen Voraussetzungen," sagte Josefa, „ich kenne Dich oft gar nicht mehr."

„Das macht der Kampf mit dem Leben," entgegnete er, „wem es rauh entgegentritt, der faßt es auch rauh an. Ich leugne nicht, daß ich Deinem Vetter abgeneigt bin, ich kann ihm nie und nimmer vergeben, daß er ein unglückliches, unbeschütztes, gebrochenes Weib, wie Du es warst, zur Sclavin seines Willens, zum Werkzeug seiner schlauen, nichtswürdigen Pläne machte, daß er Dir als heilige Pflicht hinzustellen wußte, was doch nur Forderung seiner eigensten niedrigen Interessen war. Es sind das keine unbegründeten Vorurtheile, die meinen Blick trüben, es sind Thatsachen, die meine Aufmerksamkeit schärfen.

Abgesperrt von aller Welt, wißt Ihr nicht, was die Menschen flüstern; ich aber höre es an allen Orten, daß Herr Siegmund Vorbeck ein ruinirter Mann ist, wenn je seine Nichte die Verwaltung ihres Vermögens selbstständig in die Hand nimmt, oder auch nur eine Einsicht darin verlangt. Man weiß nicht, womit er seine Passiva gedeckt hat, als er wenige Wochen nach Manuela's Volljährigkeit liquidirte, man begreift noch weniger, womit er den Luxus für sich und seine Kinder bestreitet, wenn man sich nicht daran erinnert, wie verhältnißmäßig wenig die luxuriöse Gefangenschaft seiner Nichte kostet. Und dennoch müssen große Breschen in dies fast fürstliche Vermögen geschlagen sein, denn Herr Vorbeck macht aus dem glänzenden Geschäft ein Actienunternehmen, wie ich höre."

„Hast Du auch recht gehört," fiel Josefa zum ersten Male in seine rasche, erzürnte Rede, „ist das nicht Verleumdung, wie so oft im Leben?"

„Nein," entgegnete er, „ich habe es gehört überall, gegen meinen Willen fast. Man entschuldigt ihn nur, weil er Manuela's natürlicher Erbe ist und weil er doch die Tolle nicht darben läßt."

„Entsetzlich," stöhnte Josefa und blieb rathlos vor dem jungen Manne stehen, „was soll ich thun, wem Glauben schenken?"

„Dem, der Dich liebt. Pflege Manuela und behüte sie, umgieb sie mit Liebe, aber auch mit Freude, lasse sie Freiheit athmen. Lehre Du sie, ihre Wünsche prüfen und ihren Willen üben, führe sie in die Welt, gieb ihr Freunde, lasse sie reisen, sie hat so Vieles zu fordern von Dir!"

„Constantin," sagte Josefa, ihre Hand auf seinen Arm legend und ihm forschend in die Augen blickend, „ist es Freundschaft, wirklich ein warmes Gefühl für Manuela, was Dich so zu ihrem Schutzredner macht?"

Eine leichte Verlegenheit malte sich auf seinem

Gesichte, als er den Hirschfänger zurechtschiebend und dabei ihrem Blicke ausweichend, lachend antwortete: „Das ist schwer zu sagen, Mutter, ich weiß wahrhaftig nicht, ob es noch die Abneigung von gestern gegen Deine Tyrannin, oder die Zuneigung von heute für das schöne Mädchen ist, das so kindlich und freimüthig das Geständniß seiner Schuld ablegte. Bisher empörte sich mein Gefühl dagegen, Dich, Du verehrteste aller Frauen, als ihre Sclavin zu sehen; heute — sei nicht böse, Mutter — heute erschien mir ihre freudelose, verrathene Jugend, ihre falsch geleitete Erziehung so Mitleid erweckend, daß ich fast geneigt war, Dich als ihre Kerkermeisterin zu betrachten. Wende Dich nicht ab, ich weiß es ja, welch eine liebevolle Gefängnißwärterin Du bist — Du bist ja getäuscht, wie sie selbst! Streife Schwäche und Egoismus ab von ihr, und Du hast die drückendste Kette gelöst."

Wie drangen diese ernsten, voll Ueberzeugung

ausgesprochenen Worte auch so überzeugend in Josefa's Herz! Ein lang entbehrtes Gefühl der Sicherheit, des Beschütztseins überkam sie, es erinnerte sie an eine süße, längst entschwundene Zeit. War es der Klang seiner Stimme, die Aehnlichkeit in den Zügen, die sie plötzlich so heiß und schmerzlich an Oswald gemahnte — sie beschattete die Augen mit der Hand und wandte sich ab.

„Wie gleichst Du Deinem Vater," sagte sie leise.

Er hatte keine Antwort dafür; er blickte nur finster, wie zu etwas Unangenehmem vor sich hin.

„Und Du hast mir nichts, gar nichts zu sagen, Constantin," fragte sie, da er beharrlich schwieg.

„Nein," sagte er fast trotzig.

„Gilt Dir meine Bitte so wenig?" fragte sie vorwurfsvoll. „Wie einsam mag er sein, wie elend — und durch mich! Und Du könntest

meine Vorwürfe erleichtern, indem Du meine Schuld abtrügest und kindlich seinem Herzen Ersatz böteſt, und Du thust es nicht!"

„Ich kann nicht," entgegnete er, „nur das nicht. Er war es ja auch zufrieden, daß ich ihm fern blieb, er hat mich ja nie gerufen. Ich habe mich ihm nicht wieder genähert, seit ich selbstständig bin, was sollte das jetzt? Die Natur hat grausamen Spott getrieben mit uns Allen — Du bist meine Mutter, auch wenn Du mich nicht geboren hast, aber er ist nie, niemals mein Vater. Er hat mich grausam, unheilbar gekränkt in Dir. Ich kann meine verkümmerte Jugend vergessen, aber nicht Dein verlorenes Leben. Möge er seine Rechnung abmachen mit Dir, dann will ich ihn aus Deiner, aber nur aus Deiner Hand, als Vater empfangen."

„Dann hast Du ihn verloren," sagte sie tonlos.

„Ich habe Dich," entgegnete er innig.

„Aber es ist fast wie ein Raub, daß ich Deine Gefühle so ganz und ausschließlich in Anspruch nehme, Constantin. Deshalb darfst Du das nicht zurückweisen, was ich Dir heute biete und wovon ich Dir ja schon vor vier Wochen gesprochen. Es sind die Papiere Deiner armen Mutter, die sie mir sterbend übergab, und die sie mich nach eigenem Ermessen verwenden oder vernichten hieß. Ich kenne sie nicht, ich habe sie nie berührt. So lange wir Alle glücklich waren, überlegte ich dann und wann wohl, was damit zu thun sei, aber ich sagte mir, daß sie ja doch, mochten sie enthalten, was sie wollten, nie von Wichtigkeit für Dich werden dürften. Die Schauspielerin Mühlen mit allen ihren Lebensbeziehungen, dachte ich, müßte und würde Dir, meinem Sohne, ewig fremd bleiben, und ich hatte eine Scheu vor einem Einblick in solch' ein Vermächtniß. Als dann ein rächendes und gerechtes Schicksal die Ansprüche dieser Frau an Dich offenbarte, vergaß

ich in der ersten Bestürzung die Papiere; erst hernach, als ich von Deinem Vater getrennt war, erinnerte ich mich ihrer. Ich schickte sie ihm nach seinem damaligen Wohnorte, den ich ermittelte; allein er, wohl wähnend, dies Packet enthalte schriftliche Ergüsse meines Kummers, Klagen oder lästige Bitten, sandte es mir unerbrochen zurück. Einer dritten Hand mochte ich es nicht anvertrauen — ich entschloß mich also zu warten, bis Du ein Mann geworden seiest. Und nun steht er vor mir, der Mann," sagte sie, freundlich zu ihm aufschauend, „willst Du das Vermächtniß haben, Constantin?" Sie ging, als er nickte, an ihren Secretair und nahm ein versiegeltes Packet in Briefformat daraus hervor.

Nur einen kurzen Blick warf er auf die feinen Schriftzüge, in welchen darauf das Wort stand: „Familienpapiere." Dann schob er es anscheinend gleichgültig in die Brusttasche seines Rockes und schickte sich zum Gehen an.

„Sehe ich Dich bald wieder," fragte er, „da draußen oder bei mir?"

„Ich hoffe es, mein Sohn."

Die unbestimmte Antwort schien ihm nicht zu gefallen, ein leichter Mißmuth erschien auf seinem schönen, offenen Gesicht. „Ich wünsche es aber," erwiederte er, „denn ich gestehe Dir, daß ich Dich lieber an jedem andern Orte sehe, als eben hier. Ich werde mich nur sehr ungern entschließen, Dich hier wieder aufzusuchen."

„Du bist doch freundlich aufgenommen," bemerkte Frau Josefa.

„Freundlich, aber nicht ermuthigend zum Wiederkommen. Siehst Du, die Herrin dieses Hauses ist eben zu wenig Herrin, um ihren Gästen das wohlthuende Gefühl des sich heimisch Fühlens verleihen zu können; ihre eigene Unsicherheit pflanzt sich auf die Besucher fort. Ich zweifle, ob sie, wenn plötzlich Herr Borbeck erschienen wäre, so klares Bewußtsein von den Pflichten

des Gastrechts gehabt hätte, daß sie mich mit Ernst und Würde vor dem Hinauscomplimentiren geschützt hätte. Sie hätte da doch geschwankt zwischen dem Wollen und Müssen, zwischen dem Wunsche, Dir eine Freude zu machen, und dem Schlendrian der Gewohnheit, der sie nur Passivität gelehrt hat, und würde trotz der besten Absichten sich doch der letzteren in die Arme geworfen haben. Ich hasse nun aber Schlaffheit und Halbheit und Geistesträgheit und Alles, was dahin gehört — erst wenn sie selbst mehr Haltung und Selbstbewußtsein hat, kann man mit Ruhe und Sicherheit die Gastfreundschaft annehmen, die sie etwa bieten möchte. Komm Du heraus zu mir in den Wald, in meinem Revier, da stört und scheidet uns nichts, da bin ich der Herr und Du, die theuerste der Frauen, der liebste Gast."

Sie lächelte doch wohlgefällig zu seiner zuversichtlichen Sprache und ein Ausdruck echten

Mutterstolzes legte sich auf das bleiche, weh-müthige Gesicht, als sie ihn einige Minuten darauf raschen, elastischen Ganges auf den Kieswegen des Gartens dahinschreiten und unter den dunklen Baumgruppen am See verschwinden sah.